Die Aristokratin und der Fabrikant.

Dritter Band.

Die

Aristokratin und der Fabrikant.

Ein Roman

von

Luise Ernesti.

(Malvine von Humbracht.)

Dritter Band.

Jena und Leipzig,
Hermann Costenoble.
1865.

Erstes Kapitel.

In der Kunst, ein angenehmes Haus zu machen, giebt's eben so viele Laien wie in den schönen Künsten. Wie so manche Reiche und Geistreiche, welche Meister in der Kunst zu sein glauben, sind über ihre Leistungen in dem Fache der Anmuth und Liebenswürdigkeit eben so verblendet wie Jene, die meinen, mit blauen Bergen und grünen Bäumen eine Claude Lorrain'sche Landschaft geschaffen zu haben — gleich verblendet wie Die, welche denken, durch Vortrag einer Beethoven'schen Sonate sich als classisch ausgebildete Musiker zu kennzeichnen. — Es gehört zu der Kunst, ein angenehmes Haus zu machen, eben so viel Begabung wie zu allen anderen Dingen, durch die sich Einer aus der Masse hervorthun und den Preis des Vollkommenen davontragen will. Läge der Schwerpunkt

zur Ausübung jener anmuthigen Kunst, die so viel Blüthen in's Dasein zu streuen vermag, einzig im Reichthum und Geistesreichthum — es würde dann gerade in den Häusern Derjenigen, die sich so gern die „Geld-," die „Geistesaristokraten" nennen hören — nicht oft so entsetzlich langweilig sein.

Wie die sogenannten Geldaristokraten uns durch die Ueberfülle von Glanz und Luxus fast zu ersticken vermögen, so können auch wiederum jene „Geistreichen" uns nicht einen Athemzug thun lassen, ohne damit für sich ein Ah! der Bewunderung zu beanspruchen.

Und die Reichen und Geistreichen, die Cirkel halten, sind noch nicht die schlimmsten Oasen in der großen Sahara der Geselligkeit! — Das sind, das bleiben die Arroganten! — Diese, die nur der eigenen Kraft die Fähigkeit zutrauen, alle Elemente befriedigen zu können, die da zwanzig bis vierzig, ja sechzig Personen einladen und für alle diese verschiedenen Individualitäten höchstens drei Unterhaltungsstoffe genügend erachten; — die ihre Gäste einzig als Opferlämmer ihrer Ideen betrachten — sie entweder durch endlose rhetorische Vorträge oder ein wechselvolles, nicht aufhörendes Ensemble von Sonaten und Arien ermüden, von

sogenanntem Kunstgenuß zu Kunstgenuß jagen und — zur Verzweiflung treiben! — — —

Graf und Gräfin Sanden hatten durch alle jene Specialitäten der Geselligkeit zu viel gelitten, als daß gesunde Vernunft und klarer Verstand nicht Beide vor diesen Klippen bewahrt hätten, an der so leicht jedes wahre Behagen, jede wahre Freude scheitert. Zur Zeit, wo die Verhältnisse denn von ihnen mehr und mehr erforderten, ein großes, ein glänzendes Haus zu machen, ließen sie es sich nicht blos angelegen sein, ihre Cirkel so benannt zu wissen; nein, ihr Stolz, ihre Freude war, daß ihr Kreis „ein angenehmer" — ja: „der angenehmste" hieß, daß ihre Gäste sich behaglich bei ihnen fühlten und ihr Haus eines der gesuchtesten und besuchtesten wurde.

Von Gräfin Sanden hörten wir bereits, daß sie sehr geistvoll und klug sei. Sie war aber mehr — war, was bei Frauen noch höher geschätzt wird und bei ihnen auch von größerer Bedeutung ist: „liebenswürdig." Ihr Gemahl, einst in ihren Augen und denen der Welt in geistiger Beziehung eine Null, und ausgerüstet mit allen Eigenschaften, im Hause der unleidlichste Tyrann zu werden, war vermöge ihrer klugen Handlungsweise zur Null im Hause — zur Numero Eins

der Gesellschaft gegenüber gemacht. Jene kluge — sehr kluge Aristokratin hatte wie der klügste Demokrat gehandelt, um zum gewünschten Resultat zu gelangen: „im Geheimen agirt und allmälig den Boden unterminirt" — auf dem der Gatte als Haustyrann stand. Sie hatte ihm Geschmack an „geistiger Größe" beigebracht, an einer Bedeutendheit, die „erhaben über alles Kleinliche des Lebens," das einst das von ihm cultivirteste Terrain gewesen. Graf Sanden behauptete nach fast fünfundzwanzigjährigem Leben an der Seite seiner klugen Gattin jetzt diesen Platz mit eben so viel Anstand wie Würde, und hatte sich in die Rolle einer „geistigen Bedeutendheit" so geschickt gefügt, daß sie ihm zur zweiten Natur geworden und er nun in den Augen der Welt als ein „äußerst gescheidter," leider — nur zu „schweigsamer" Mann dastand.

Ein gutes Gedächtniß unterstützte sein und seiner Gattin Bestreben: ihn als geistige Größe bekannt zu sehen — noch bedeutender: die segensreiche Sammlung alles menschlichen Wissens — concentrirt in den fünfzehn Bänden des Brockhaus'schen Conversationslexikons. Ehe Graf Sanden eine große Soirée besuchte oder gab, las er etliche der darin enthaltenen Artikel, und ein geschicktes

Anbringen des genau Eingeprägten sicherte ihm sein Renommée. Wie der Augenkranke das Licht, scheute er Unterhaltung mit „gründlich Gelehrten und Wißbegierigen," und sein guter Stern hatte ihn im Kreise seiner nächsten Bekannten auch bisher immer mit solchen zusammengeführt, die da nicht fragen, um belehrt zu sein, sondern eine Frage aufwerfen, um daran mit schleusenartiger Beredtsamkeit den Schatz ihres Wissens zu knüpfen. In kleineren Kreisen spielte Graf Sanden, auch selbst im eigenen Hause machte er gern eine Parthie — namentlich dann, wenn im Theezimmer Koryphäen der Kunst und Literatur um Gattin und Tochter vereinigt waren.

Die Krone des Sanden'schen Hauses, Rosa, war gebildet genug, um selbst den Mäcenen der Wissenschaft gegenüber nie Fiasco zu machen. Sie überflügelte nicht nur ihre Mutter an Geistesreichthum und einem Schatz tüchtiger Kenntnisse — auch an Liebenswürdigkeit, und war ein unendlich reich begabtes Wesen.

Im Jahre 1855 — im Herbst — wo wir den Faden unserer Erzählung von Neuem aufnehmen, zählte Rosa Sanden bereits zwanzig Jahre. Trotzdem sie nun aber bereits vier Jahre als erster

Stern am Schönheitshimmel der Residenz leuchtete, gehörte sie nicht nur zu den gesuchtesten Damen, auch zu den beliebtesten Tänzerinnen — zu jenen Wenigen und Seltenen im Leben, die da bei Alt und Jung, bei Männern wie Frauen in gleicher Weise Anerkennung und Bewunderung finden. Das Attribut ihrer Kindheit ist das ihrer Jugend geworden und geblieben, denn noch immer heißt es von ihr: „Comteß Sanden ist ein Engel!“ „Rosa ist ein Engel!“

Ein lieblicheres Engelsantlitz, als sie besaß, konnte weder gemalt, noch im Leben angetroffen werden. Selbst über ihre jetzt sechzehnjährige unendlich reizende Cousine, Clementine von Eschen, trug sie durch ihre regelmäßigere Schönheit, vorzugsweise aber durch ihren reich gebildeten Geist und eine Alles bezaubernde Liebenswürdigkeit den Sieg davon. Sie war's denn auch, die jetzt hauptsächlich als Magnet des Sanden'schen Hauses zu betrachten war, die nicht allein die Elite der vornehmen Männerwelt in ihren Kreis zog, sondern auch Künstler und Gelehrte dort Befriedigung finden ließ. Die Sanden'schen Cirkel gelangten zu immer größerer Berühmtheit, und es war nicht nur Ehrensache, ihnen anzugehören — nein, ein Vergnügen. Die Liebenswürdigkeit und

Anmuth führten dort das Scepter, und das ist eins jener seltenen Reiche, in denen sich Jeder wohl und behaglich fühlt. Gräfin Sanden, ihre Tochter und Nichte, selbst der Hausherr waren musikalisch, und namentlich Rosa's Spiel erhob sich weit über den Dilettantismus. Trotzdem wurde aber ihr Talent und die Befähigung der Anderen nie als Marterwerkzeug für ihre Gäste ausgebeutet, die da, theils musikalisch zu wenig gebildet, oder mit zu wenig Neigung für die Musik begabt, ein Stunden langes Spiel mit Vergnügen ertragen hätten.

Der Musiksalon lag im Mittelpunkt der zur Gesellschaft bestimmten Gemächer und stieß unmittelbar an das Empfangszimmer; zur Rechten und Linken dieses letzteren Raumes reihten sich an Bibliothek und Lesecabinette, Thee- und Spielzimmer, und diese mündeten nach den Privatgemächern der Hausfrau und des Hausherrn, der Tochter und Nichte, in welchen Räumen für gewöhnlich die Tagesgäste des Hauses allabendlich empfangen wurden.

An die andere Seite des Musiksalons stießen die für größere Gesellschaften bestimmten Räume, eine Reihe Zimmer und Cabinette, ein großer und kleiner Tanz- und Speisesaal, ein Theater, Gar-

derobe- und Gastzimmer, welche letztere Räume gar häufig von auswärtigen Verwandten und Freunden benutzt wurden, die längere oder kürzere Zeit in der Residenz lebten.

Trugen nun in größeren oder kleineren Cirkeln Künstler und Laien im Musiksalon Etwas vor, jene Zahl kleiner Cabinette und entfernt davon liegender Räume bot allen Denen, die Unterhaltung der Musik vorzogen, ein stilles Asyl, in welchem politische Debatten, geistreiche Discourse oder anmuthige Gespräche unbehindert fortgeführt werden konnten.

Noch weniger fiel es dem Hausherrn oder der Hausfrau ein, musikalische Pressungen anzustellen, wenn ihre Tochter oder Nichte ein Stück vortrugen. Freiheit, sich nach Geschmack und Belieben zu beschäftigen und zu unterhalten, das war das Banner, unter dem die Gäste des Sanden'schen Hauses sich bewegen konnten und bewegten.

Ueberfluß und Luxus war dort weder in der Bewirthung, noch Einrichtung vertreten, ein Lichtmeer durchfluthete selten die Räume, und für gewöhnlich beleuchteten nur einige hell brennende Lampen die heiteren, angeregten Gesichter des täglichen kleinen Kreises, der, meistentheils um fünf

Uhr, zu einfachem Mittagstisch, sich einfindend, den Abend mit der angenehmen Familie verlebte.

Man wollte behaupten, Graf und Gräfin Sanden hätten Alles in ihrem Hause nach englischem Muster eingerichtet und durch ihr langes Leben in England überhaupt Stoff für ihre ideale Häuslichkeit gesammelt. Dem war aber nicht so. Sie gehörten auch in London schon zu den Beneideten, die das Pulver erfunden: es ihren Gästen behaglich und angenehm zu machen — sie gehörten zu den liebenswürdigen Weltmenschen, nicht zu den „liebenswürdig sein Wollenden", und noch weniger zu Denen, die ihren Geistesreichthum als eine Art irdisches Strafgericht über die Menschheit verhängen! —

In dies Haus führte sich im Herbst 1853 nach seiner Rückkehr aus Westfalen auch Freiherr von Ordy ein. Er war schnell heimisch darin geworden und gehörte seit längerer Zeit schon zu seinen täglichen Gästen, zu denen, die einen Abend in dem Hause der glänzendsten Soirée vorzogen.

Die Frage: warum er erst jetzt von einer Erlaubniß Gebrauch mache, die Graf und Gräfin Sanden ihm schon in Italien gegeben, wo sie zuerst seine Bekanntschaft gemacht, wurde eben so wenig in dem Hause aufgeworfen, wie nach dem

Grunde geforscht, der ihn nun endlich zu ihnen getrieben hatte. Er war dem Hausherrn, seiner Gemahlin und der Tochter willkommen, wie jeder andere, sich durch Geist, Talent und Bildung auszeichnende Gast, und vielleicht aus dem Grunde willkommener, als es gewissermaßen für eine Auszeichnung galt, wo Freiherr Willibald von Ordy sich einführte und — dauernder Gast blieb.

Fragte man ihn nun nicht, was er stets im Innern voll Dank anerkannte, so war er der Letzte, über etwas ihn Betreffendes zu sprechen. Er schwieg daher denn auch darüber, daß Sehnsucht nach angenehmer Häuslichkeit ihn in diesen berühmten Cirkel getrieben. Er hatte solche angenehme Häuslichkeit schon seit drei Jahren, seit dem Tode seiner Mutter entbehrt, seit Jahresfrist aber, seit dem Tode seiner letzten Verwandten, einer blühend schönen und jungen Schwester, vollständig zurückgezogen von allem Verkehr mit der Welt gelebt.

Vordem gehörte Freiherr von Ordy zu einer der beliebtesten Erscheinungen in der Gesellschaft, und sein einstmaliges Zurückziehen aus allen Kreisen erregte das lebhafteste Bedauern.

Ordy fiel weniger durch seine Schönheit, als ein ernstes, charaktervolles Aeußere auf. Sein in

der That schönes, edles Gesicht zeigte zu viel Kälte, das große, helle, stahlgraue Auge zu viel Ruhe, das ganze Wesen und Auftreten zu viel Stolz, um angenehm aufzufallen. Dennoch haftete jeder Blick mit ungewöhnlichem Interesse an ihm, und seine Schicksale, die nicht unbekannt geblieben, motivirten mehr und mehr seine in sich so fest abgeschlossene, ernste, stolze Erscheinung.

Er war mehr oder minder Allen eine interessante Persönlichkeit, von den Männern hochgeachtet, von den Frauen — vergöttert. Sie hatten erfahren, wie aufopfernd er gegen seine Mutter gehandelt, was er der Schwester gewesen, und daran reihten sie den Gedanken, was ein solcher Mann erst der Frau sein würde! —

Manche kokette und etwas leichtfertige Wittwe, manch übermüthiges, anspruchsvolles junges Mädchen besserte sich unter seinem Umgange, und sie fingen mindestens an, für die Tugenden echter Weiblichkeit Sinn und Gedanken zu bekommen. Freiherrn von Ordy, den so zu sagen ein Kranz von alten Sagen in seinem gefeiten Reiche hielt, wurde nämlich auch die nacherzählt: „daß er, um seine Familie, die jetzt bis auf ihn ausgestorben war, wieder in Blüthe, zu Glanz und Ansehen zu

bringen, ein Mädchen heirathen müsse, die zwölf unsterbliche Tugenden in sich vereinige."

Als Freiherr Willibald von Ordy sich im gräflich Sanden'schen Hause einführte, zählte er bereits sechsunddreißig Jahre, und dies Alter war, in Anbetracht jener Sage, nicht eben schmeichelhaft für das weibliche Geschlecht.

Er war darum nun auch nach und nach in das Renommée gekommen, ein Weiberfeind zu sein. Dieser Ruf hielt aber die heirathslustige Damenwelt nicht ab, ihm kleine und große Avancen zu machen und endlich mit der reizenden Comteß Sanden, die man plötzlich für die Auserwählte ansah, in die Schranken zu treten.

Willibald von Ordy dachte nun aber nicht daran, Rosa Sanden zu lieben oder in ihr den Verein jener ihm nöthigen zwölf unsterblichen Tugenden zu suchen.

Er hatte Rosa in dem Winter, wo sie in die große Welt eingetreten, häufig in Gesellschaften gesehen; sie war ihm theils durch ihr liebliches Aeußere aufgefallen, theils durch ihre lebendig geistvolle Unterhaltung, die etwas eigenthümlich Pikantes und Fesselndes besaß.

Jedoch am Meisten hatte Rosa Ordy dadurch interessirt, weil sie, im Gegensatz von so vielen an=

deren jungen Damen, die ernstlichen Bewerber um ihre Hand sich mit eben so viel Takt wie Liebenswürdigkeit fern zu halten wußte und inmitten aller Huldigungen so fest und sicher ihr Ziel verfolgte: frei und unabhängig zu bleiben.

Dasselbe Wesen trat Ordy bei Rosa Sanden zwei Jahre später eben so klar und scharf entgegen, wenn auch die übrige Welt dafür kein Auge besaß, und die schöne reiche Gräfin einfach als ein wenig wählerisch im Punkt der Heirath betrachtete. Ordy erkannte, daß ihrem stets auf der Oberfläche gehaltenen Spiel mit den ihr zu Füßen fallenden Männerherzen ein tieferes Motiv zum Grunde liegen müsse, und dies wahrscheinlich in einer Neigung zu Jemand bestehe, der nicht in den Kreisen lebe, wo sie sich bewege.

Diese Erkenntniß, welche sich ihm bei häufigerem Verkehr mehr und mehr aufdrängte, war's auch, die ihn endlich um so unbefangener ihr und ihrer Eltern freundliches Entgegenkommen annehmen ließ und zuletzt zum täglichen Gaste des Hauses machte. Jedes und Alles in Rosa's Benehmen bestärkte ihn darin, daß trotz ihrer Jugend sie sich in ihrem Wege durch's Leben in Nichts beirren und behelligen ließ — vor Allem nicht zu jenen Damen gehörte, die da à tout prix heira-

then wollen, und in jedem rein freundschaftlichen Umgange oder durch gesellige Verhältnisse herbeigeführten Verkehr einen directen Heirathsantrag erblicken, — immer voll banger Erwartung des Moments harren, der jenes so heiß herbeigesehnte Ereigniß bringt.

Solch ein junges Mädchen im Hause konnte Ordy, der nicht an Liebe dachte, aber doch ängstlich war sie zu erwecken, nicht stören, und immer unbefangener betrat er daher das Sanden'sche Haus.

Es war seltsam, daß er dabei die reizend erblühende Clementine von Eschen ganz übersah, daß er nie daran dachte, wie sie die Kinderschuhe mehr und mehr auszog, und nach und nach erwachsene junge Dame wurde. Im Anfange zwar, 1853, als Ordy die ersten Besuche im Sanden'schen Hause machte, war sie noch ganz an's Schulzimmer gebannt und das vierzehnjährige Mädchen ein vollständiges Kind. Gräfin Sanden war auch eine zu verständige Frau, um solch junges Mädchen schon in den Salon zu bringen, wo Kinder in dem Alter entweder bald die unausstehlichsten Zierpuppen werden, oder doch schnell den kindlich unbefangenen Sinn, die harmlose Fröhlichkeit und das bescheidene, anspruchslose Wesen verlieren, das

jedem jungen Mädchen so wohl steht und einen ihrer größten Reize ausmacht. Bei Clementine von Eschen erhöhte eine überaus kleine zierliche Gestalt, das unschuldigste Gesichtchen den kindlichen Eindruck, den ihr bescheidenes, schüchternes Wesen machte. Kam sie mit ihrer Gouvernante zur Tafel oder Abends in den Salon, wenn nur die gewöhnlichen Tagesgäste zum Thee erschienen waren, so reichte sie diesen Hausfreunden nach wohlerzogener Kinderart die Hand beim Eintreten und Fortgehen. Es fiel Ordy um so weniger auf, daß, je älter sie wurde, sie ihn desto scheuer und befangener begrüßte. Hatte er sie doch fast immer erst durch freundlichen Zuspruch dazu zwingen müssen, die großen klaren Augen, in deren Welt von Unschuld er so gern blickte, zu ihm zu erheben. Reichte sie ihm denn auch ferner unter tiefem Erröthen, mit zu Boden gesenktem Blick die Hand, so zog er sie, unbefangen wie einst, an diesen feinen Fingern oder langen goldbraunen Locken zu sich heran, sprach einige freundliche Worte mit ihr und lächelte sie mit einem Lächeln an, das Wenige von ihm sahen, wenn er sie endlich dahin gebracht, die lichten Augen aufzuschlagen. War das erreicht, so sagte er mit einem Kuß auf ihre reine Stirn oder einem Streicheln

ihrer weichen Locken, in der ruhig ernsten Weise, die ihm so eigenthümlich war: „Gute Nacht, meine liebe Clemence!“ und — hatte sie vergessen, wenn sie gegangen.

Anders mit ihr! — Sie dachte an ihn, bis sie endlich einschlief, träumte von ihm und zählte am folgenden Tage die Stunden, bis er wiederkam. Als sie zu Anfang des Jahres 1855 in die Welt eingeführt wurde, endete natürlich der kleine vertrauliche Verkehr mit ihr; doch er nannte sie fort und fort beim Namen, wenn auch jetzt: „Fräulein Clemence!“ und war gegen sie wie ein Bruder.

„Solche brüderliche Liebe“ kann in der großen Welt so wenig dauernd bestehen, wie in kleinen Städten und auf dem Lande. Auch die Ordy's zu Clementine wurde bald anders gedeutet. Ohne daß er das Geringste dazu gethan, hieß es, weil er die Tochter nicht heirathete, er liebe die Nichte seines Chefs.

Graf und Gräfin Sanden, Rosa und Werner von Eschen, selbst diese, die doch des Freiherrn ruhige Umgangsweise mit Clementinen sahen, täglich Zeugen ihrer durchaus unverfänglichen Unterredungen waren, hielten sich bald mehr und mehr von einem tieferen Interesse überzeugt, als mindestens von seiner Seite vorhanden war.

Auch zu Ordy drangen endlich diese Gerüchte. Er sah sie, wie stets, als sein ihn verfolgendes Geschick an, legte dieses Mal aber um so weniger Werth darauf, als er überzeugt zu sein glaubte, daß Clementine durch Familienübereinkommen ihrem Vetter Arthur verlobt sei, oder doch mindestens von den Eltern diese Parthie gewünscht werde. Graf und Gräfin Sanden hatten nämlich zu wiederholten Malen, wenn sie zu ihm über die Zukunft ihres Sohnes gesprochen hatten, der ihnen einst so große Sorge gemacht, die Aeußerung gethan: „wenn Arthur bei Herrn Reichhardt ausdauere und noch einmal Tüchtiges leiste, sie nur wünschten, daß er dann einst das Glück hätte, eine so sanfte, gute und liebenswürdige Frau, wie ihre Nichte sei, zu bekommen." Beide hatten mit diesem indirecten Lobe Clementinens nun zwar ganz andern Zweck, nämlich den verbunden: Ordy auf diesen in der That so weichen und liebenswürdigen Charakter aufmerksam zu machen. Es war ihnen nur zu bekannt, wie Ordy eigentlich in Allem unter dem Einfluß jener alten Familiensagen handelte, und sie meinten: lege er bei Wahl seiner Lebensgefährtin wirklich nur Werth auf die Eigenschaften des Herzens und Charakters, so könne

er keine bessere Wahl treffen, als — ihre Nichte.

Einst waren sie vom Glauben und der Hoffnung durchdrungen gewesen, daß ihre Rosa die passendste Parthie für Ordy sei; doch diese hatte ihren Eltern unter zärtlichsten Küssen und Schmeichelworten gestanden, Beide zu tief, zu innig zu lieben, um sie schon für immer verlassen zu können.

„Rosa ist ein Engel!" lautete nachdem abermals die Ansicht der beglückten Eltern, und im Grunde ihres Herzens waren sie ganz zufrieden, diese reizende und so liebenswürdige Tochter noch bei sich im Hause zu behalten. Den wahren Grund all' ihrer abschläglichen Antworten bei Bewerbungen ahnten sie nicht: des Mädchens wirklich so tiefe, wahre und glühende Liebe zu Karl Reichhardt. Rosa war dieser Neigung ihrer Kinderjahre treu geblieben. Sie hatte eben so wenig inmitten ihres bewegten Lebens, inmitten eines nicht endenden Troubles von Vergnügungen und Zerstreuungen die interessante Erscheinung des liebenswürdigen Karl vergessen, noch entsagt ihrer brennenden Eifersucht auf Barbara und — ihren noch brennenderen Wünschen.

Wie licht, hell und sonnig auch Anderen Rosa

Sanden's Lebensbahn erschienen war, wie ungetrübt nach Außen hin auch das Licht ihrer Tage gewesen, über all' dem Glanz und Schein hatte tief im Grund ihres Herzens ein Schatten gelegen, dessen Dunkel nur sie kannte, dessen Kühle nur sie fort und fort wie eisiger Hauch anwehte. Jener tiefe Schatten ihres Lebens: ihre unerwiederte Liebe, ihre sich mehr und mehr steigernde Leidenschaft, legte sich immer dunkler, immer eisiger um Herz und Sinne, je näher der Zeitpunkt rückte, wo Karl aus England zurückkehren — und wiederum in Barbara von Eschen's Nähe kommen sollte.

Diese Schatten, die von Tag zu Tag tiefer, düsterer wurden, umnachteten auch endlich ihre freie Stirn, ihre klaren Augen. Angsterfüllt schaute namentlich die Mutter auf ihren sonst so heitern Liebling. Selbst den Tagesgästen blieb nicht verborgen, wie bleich jetzt oft die blühenden Wangen des Mädchens, wie gezwungen ihr Lachen, wie so ganz anders ihre Stimmung. Man machte mitunter eine Andeutung gegen sie selbst. Solche zog nicht allein den lebhaftesten Widerspruch nach sich, sondern auch immer auf Tage eine größere Anstrengung von ihrer Seite, die Frohe zu scheinen. Außer ihrer Mutter täuschte sie

auch Alle, selbst den scharfsichtigen Ordy und ihren besorgten Vetter, Werner von Eschen. Dieser hing Rosa mit glühender Liebe, mit ausdauernder Treue an. Ob sie das auch wußte, stellte sie sich doch stets blind, taub gegen die von seiner Seite so häufig zum Ausbruch kommende Leidenschaft, und beschwichtigte ihn bald mit Scherz, bald mit Ernst. Sie blieb ihm gegenüber auch beharrlich bei dem Ausspruch, mit dem sie ihre Eltern einst so beglückt: „Ich kann mich noch nicht von Vater und Mutter trennen!"

Voll brennender Eifersucht hatte Werner einst auf Ordy geblickt, und sich erst bei dessen häufigen Besuchen des Sanden'schen Hauses beruhigt, als er immer und wieder in Rosa's Wesen nur jene Freundlichkeit bemerkte, die sie jedem Gaste ihrer Eltern zu Theil werden ließ, und als er sah, wie der ruhig ernste Ordy dem schönen, geistvollen Mädchen gegenüber sich völlig gleich blieb und eben so unbewegt in Rosa's liebliches Gesicht schaute, wie in das aller anderen Damen. Dasselbe Schicksal wie Ordy hatten lange Zeit auch zwei andere jüngere Hausfreunde, der Fürst Paradiello und ein Baron Kollacki. Werner sah voll Eifersucht in ihnen Nebenbuhler, mußte aber sowohl bei jenen Beiden, wie bei verschiedenen jun=

gen Künstlern, die viel mit Rosa verkehrten, Abstand nehmen von den Gefühlen des Neides und Hasses, da seine Cousine ihre Huldigungen eben so fein und taktvoll zurückwies, wie die der übrigen Männer. Es konnte Werner bei ruhiger Ueberlegung nicht verborgen bleiben, daß Rosa herzlich nur gegen ihn war, und wie beglückte ihn die Erkenntniß! Hätte er ihre Beweggründe gekannt, welch' andern Eindruck würden ihm dann ihre kleinen Gunstbezeigungen gemacht haben! — Sie war weder deshalb freundlicher gegen ihn, weil er ein naher Verwandter, oder es ihr gar leid gethan, einst seinen Irrthum in Bezug zu ihr erfahren zu müssen, sondern — weil sie wußte, daß er ihr einst, vermöge seines unbegrenzten Stolzes und eines an's Lächerliche streifenden Hochmuths, als bestes Werkzeug dienen konnte, Barbara von Karl zu trennen. Sie berechnete ganz richtig, daß, je größer seine Liebe zu ihr, desto unbeschränkter ihre Macht über ihn sei. So that sie denn ihr Möglichstes, diese Gefühle in ihm wach und lebendig zu erhalten, that es aber in so geschickter und feiner Weise, daß ihr stets der Rückzug als Cousine gedeckt blieb und außer Werner auch kein Anderer mehr in ihrem Benehmen gegen ihn sah, als — verwandtschaftliche Rücksicht.

Wie sie es aber anzufangen hatte, ihn auf beste Weise als Werkzeug zu benutzen, war bald Rosa's Tag- und Nachtgedanke, bald der Gedanke, um welchen sich ihr ganzes Sinnen und Grübeln drehte.

Ehe sie Karl nicht wiedergesehen, bevor sie nicht die neue Erkenntniß gewonnen hatte, daß ein Herz noch Barbara gehöre, wollte sie nicht handelnd einschreiten. — War der Zeitpunkt da, dann sollte Nichts versäumt werden, sondern Alles geschehen, um sie an's Ziel zu bringen.

Rastlos entwarf ihr Geist Plan über Plan, und nie bedachte dieser sonst so klar sehende Geist: daß im Leben dem Bösen eben so oft kleine Ereignisse zu Hülfe kommen, wie dem Guten, daß der mächtigste Bundesgenosse des Menschen ist und bleibt: „ein günstiger Augenblick." Ein solcher war's, der sich Rosa Sanden eben so plötzlich wie unvermuthet bot und den sie zu ihrem Vortheil ausbeutete.

Zweites Kapitel.

Rosa Sanden's ältere Schwester, Leonore, war mit siebzehn Jahren in Neapel an Lord Thomas Cherlyle verheirathet worden, der zu jener Zeit gerade seinen achtundsechzigsten Geburtstag feierte. Ein großes Heirathsgut, das er der schönen jungen Gräfin verschrieben, und sein so hohes Alter waren es gewesen, die das Mädchen nicht allein mit der von ihren Eltern gewünschten Parthie völlig ausgesöhnt, sondern sie sogar mit Freuden die Gattin eines kränklichen Greises hatten werden lassen. Ein — höchstens zwei Jahre waren ihm von seinem Arzte noch zugedacht; seine junge Frau, die aber nie mit so alten und kränklichen Leuten dauernd verkehrt, glaubte indessen täglich sein Ende nahe. Ob dieser Glaube sich mit „frommen Wünschen" oder „bangen Besorgnissen" mischte, — wir wollen es nicht erörtern.

Lady Lora las, wie wir wissen, als sechzehnjähriges Mädchen schon mit Passion die Romane der Gräfin Hahn — das Schicksal einer jungen reichen Wittwe war das Ideal ihres Lebens! Ihr Gatte starb zur unbeschreiblichsten Ueberraschung aber an keinem der bösen Zufälle, in denen sie sich schon im Geist einen wohlkleidenden Wittwenschleier anlegte. Lord Thomas hielt sogar noch das böse Klima seines Vaterlandes aus, in das ihn die zärtlichste Fürsorge seiner Gemahlin noch einmal versetzte, die da vorgab, unendliche Vorliebe für London zu haben.

Im Frühjahr 1855 erfüllten sich endlich alle Trauergarderobenpläne der reizenden Frau. Während ihr Herz aufjauchzte vor Jubel und Entzücken, hüllte sie sich äußerlich in schwarzen Krepp und Flor, und schlug die Augen nieder, wenn Jemand von dem verstorbenen Lord Thomas sprach. Am Liebsten wäre Lady Lora gleich zurück zu ihren Eltern gereist, Verwickelungen in den Erbschaftsangelegenheiten machten es jedoch unmöglich, sie mußte den Sommer noch in ihrem einstmaligen Lieblingsorte „London" zubringen. Im August war sie aber endlich im Besitz ihres fürstlichen Vermögens, und sie bat nun ihren Schwager,

Harry Barklay, sie nach Deutschland zu ihren Eltern zu geleiten.

Mr. Harry Barklay war zu jener Zeit sehr mit Geschäften überhäuft, außerdem wollte und mußte er Ende des Jahres mit Frau und Kindern schon zur silbernen Hochzeit seiner Schwiegereltern nach der Residenz, und konnte sich daher um so weniger entschließen, jetzt noch vorher mit der Schwägerin dahin zu reisen. Er bat sie, die paar Monate zu warten und zu seiner Frau, ihrer Schwester Isabelle, nach Brighton zu gehen, wo er ein herrliches Landhaus am Meere besaß, in dem seine Gattin Sommer und Herbst zuzubringen pflegte. Lady Lora liebte das Meer nicht — Landhäuser noch weniger! In solchen hatte sie seit ihrer Verheirathung gelebt; möglich, daß daher ihre Aversion dagegen stammte. Sie hatte jetzt nur einen Wunsch, den: möglichst bald in die Residenz zu kommen und in dem Kreise bei ihren Eltern zu leben, welchen ihre Schwester Rosa ihr seit lange als so bezaubernd geschildert. Dieser Cirkel hatte außerdem noch für sie einen Magnet, der sie unwiderstehlich anzog. Es war Willibald von Ordy! —

Lady Lora war Ordy zum ersten Mal sechs Jahre zuvor in Neapel begegnet. Der ruhige,

ernste Deutsche, der sie kaum beachtet, hatte dem weltlich gesinnten jungen Mädchen besser gefallen wie all' die lebendigen, feurigen Italiener, die ihr zehn Liebeserklärungen an einem Abend machten. Hätte Ordy die reizende Lora Sanden vielleicht nur ein einzig Mal beachtet, — wer weiß, ob sie dann Lady Cherlyle geworden wäre. Sie existirte aber für ihn nie, und die junge Dame war zu vernünftig zu einer einseitigen — vielleicht gar hoffnungslosen Liebe. Acht Tage lächelte sie ihn zwar lieblich an, dann zuckte sie die Achseln und ließ sich an Lord Thomas verheirathen. Hatte sie sich doch ihre Ideale nach ihren Lieblingsromanen erschaffen, warum denn nicht auch handeln wie Jene und — reiche, vornehme Frau werden, wie die Salonheldinnen der von ihr vergötterten Autorin.

Nun aber war sie an's Ziel ihrer idealen Lebensrichtung gekommen, war junge Wittwe, und — nun mußte nach dem Text jener Romane ja erst der Roman ihres Lebens beginnen! — Sie suchte sich ihren Helden in Willibald von Ordy, und verrieth dabei einen guten Geschmack — einen Geschmack, den man der weltlich gesinnten und oberflächlichen jungen Frau kaum zugetraut hätte.

Es machte Lady Lora gar keinen Kummer,

von ihrer Schwester zu hören, daß Freiherr von Ordy die liebliche Clemence sehr beachte. Ihre Cousine konnte zwar sehr hübsch sein, doch so schön wie sie — unmöglich! Lady Lora war in ihren Augen ein Meisterwerk der Schöpfung — eins, wie die Natur in tausend Jahren höchstens einmal formt. — Hübsch war die kleine Frau in der That. Sie glich ihrer jüngeren Schwester, nur war sie voller, üppiger in der Gestalt, besaß ein noch reicheres blondes Haar, eben so liebliche Züge, denen ein Ausdruck von Flachheit und Eitelkeit aber viel von ihrem ursprünglichen Reiz nahm, während diese bei Rosa durch Geist belebt und verschönt wurden.

Blickte Lady Lora in den Spiegel, sah sie ihre anmuthige Gestalt stets wirksam abgehoben vom Goldgrunde ihres großen Vermögens, und damit hoffte sie bei Ordy, der als nicht reich bekannt war, einen Hauptschritt in seiner Gunst zu machen. Sie lächelte jetzt schon vor Glück in dem Gedanken, wen außer ihm sie noch entzücken und besiegen würde! — Um so unangenehmer war daher der reizenden Wittwe zu bemerken, daß ihr Schwager Barklay mehr Rücksicht auf sein Geschäft, als ihren Wunsch nahm. Da hörte sie endlich zu ihrem Troste, daß ihr junger Freund und alter Bekannter, Karl

Reichhardt, Abstand genommen habe von der Vergnügungsreise, die sein Vater ihm gestattet hatte nach beendeter Lehrzeit zu machen, und daß er schon in den nächsten Tagen in die Heimath zurückkehren würde.

Lady Lora bedachte sich keinen Moment, sich und ihre reizende Person dem Schutz des jungen Reichhardt anzuvertrauen. Sie ließ eiligst nach der Residenz telegraphiren: binnen Kurzem dort zu sein.

Wie oft auch Ordy in den Tagen, die Lady Lora's Ankunft vorausgingen, des Reisebegleiters der jungen Wittwe erwähnen hörte, — nie und nimmer kam ihm der Gedanke, daß es jener Fremde aus dem Nonnensteiner Thale sein könne, nach dessen Namen er einmal so angelegentlich geforscht. Kaum daß Ordy aber Karl Reichhardt, am Tage seiner Ankunft im Sanden'schen Hause, gegenüber stand, so erkannte er ihn auch wieder, und mit der Erinnerung tauchte jenes lebensvolle Bild der Abschiedsscene vor ihm auf, deren Zeuge er so zufällig geworden.

Karl Reichhardt besaß eine jener auffallend schönen Erscheinungen, die sich dem denkenden Geist schon vermöge des aus Auge und Zügen hervorbrechenden Reichthums ihrer intellectuellen Fähigkeit fest einprägen und sie als bedeutende über

der allgemeinen Menge auftauchen lassen. Außerdem war ihm jenes schöne Erbe seines Heimathlandes zu Theil geworden, das Männern so wohl steht: eine jener großen, kräftigen Heldengestalten, wie sie im alten Herzogthum von Engern und Westfalen und fast durchgehends auch in der Grafschaft Mark unter Adel und im Volke zu finden sind. Ein kühner, freier und edler Anstand scheint das Attribut dieser Gestalten zu sein, denn man sieht ihn selbst hundertfach bei denen, welchen die Last schwerer Arbeit wohl jene stolze Haltung genommen haben könnte. Karl Reichhardt verband mit diesem Erbtheil seines heimathlichen Volksstammes jene leichte Anmuth und vollkommene Ungezwungenheit, die theils aus sich selbst hervorgeht, theils dem vielfachen Verkehr mit guter Gesellschaft entspringt. Zu dieser gut getragenen schönen Gestalt kam ein Gesicht voller Intelligenz und Klugheit, voller Kraft und männlicher Schönheit. Einen offeneren, freieren Blick, wie er ihn besaß, konnte es nicht leicht geben, ein gutmüthigeres Lächeln, wie oft seinen Mund umspielte, schwer gefunden werden. Und wie schön, wie liebenswürdig war er an dem Tage, in seiner Freude, mit der er die anwesenden Jugendgespielen begrüßte. Nur Eine erwiederte diese Ansprache

in gleich herzlicher Weise — Rosa! — Werner von Eschen, stolz, hochmüthig gegen Alle, machte am Wenigsten Ausnahme gegen ihn, der, was sein Vater auch gethan, für ihn jetzt einzig wieder der Sohn des Mannes war, der Lakai seines Großvaters gewesen. Karl kannte zum Glück diese Miene, dieses Wesen schon von ihrem letzten Zusammentreffen in Engernförde, vor zwei Jahren. Er begegnete jener anmaßenden Ueberhebung des Jugendgespielen daher mit ruhiger Würde, mit so viel Feinheit und Grazie, daß Freiherr von Ordy sich unwillkürlich für einen jungen Mann mit so vollendetem Takt eingenommen fühlte. Weher that Karl die kühle Begrüßung Clementinens. Er kannte sie zu wenig, um zu wissen, daß sie meist unter fremdem Einfluß handelte und immer das Opfer der Ansichten Anderer war. Für sie blieb stets das Wesen des Bruders die Richtschnur, und der Ton, den dieser anschlug, fand das Echo im Ausdruck ihres Benehmens.

Die Sicherheit und Feinheit Karl's diesem Mädchen gegenüber, der die Scham über ihre und ihres Bruders Kälte das Blut in's zarte Antlitz trieb und eine unendliche Verwirrung in die feinen ruhigen Züge brachte — das trug noch mehr dazu bei, den kalt beobachtenden Freiherrn

für Karl Reichhardt einzunehmen und dauerndes Interesse an Dem finden zu lassen, der ihn bereits das erste Mal frappirt hatte.

Wie beschäftigt auch Rosa durch die Ankunft ihrer Schwester war, wie ihr Herz, Geist und Sinn noch mehr durch Karl Reichhardt's Anwesenheit eingenommen, — sie gehörte zu jenen reich begabten Gottesgeschöpfen, die sich anscheinend vervielfältigen und mit Geschicklichkeit zehn verschiedene Dinge auf einmal vollbringen können. So entging ihrem scharf beobachtenden Blick weder jener Ausdruck der Ueberraschung, der flüchtig wie ein Blitz in Ordy's sprechendem Auge auftauchte, als Karl Reichhardt ihm vorgestellt wurde, noch die Aufmerksamkeit, mit welcher er ihn betrachtete. Sie war zu klug, das Motiv dafür einzig in Karl's ungewöhnlicher Erscheinung und ansprechend liebenswürdigem Wesen zu suchen, oder von Ordy zu glauben, daß er sich durch Beides der Art bestechen lasse, um in einer für ihn auffallenden Weise Interesse an einem Fremden zu verrathen. Ordy mußte, wie sie ganz richtig schloß, dazu einen b e s o n d e r n Grund haben. Weil dieser nun mit der Person in Gottes weiter Welt zusammenhing, die fast einzig für Rosa da war, die der

Quell ihres Lebens, die Sonne ihres Glückes, so mußte sie diesen Grund kennen und wissen! —

Ordy zu ergründen und zu erforschen war aber nicht leicht. Rosa wußte das aus Erfahrung. Wohlweislich überlegte sie daher, wie sie sicher an's Ziel ihres Wunsches gelange. Als sie Alles erwogen, wartete sie mit Ruhe die Gelegenheit ab, wo sie ihn ungestört einige Minuten sprechen konnte.

Diese Gelegenheit war um so schwerer zu finden, als an dem Abend der Kreis im Sanden'schen Hause nur ein kleiner und bis auf die täglichen Gäste jeder andere Besuch abgewiesen worden war. Außerdem verließ ihr Vetter Werner kaum eine Minute den Platz an ihrer Seite, und eben so angelegentlich, wie er sich mit ihr unterhielt, sprachen Ordy und Karl Reichhardt über England und seine Institutionen mit einander. Endlich, nach dem Souper, bei der Rückkehr aus dem Speisesalon, bot sich Rosa die ersehnte Gelegenheit, Ordy zu fragen; halb lächelnd, halb neckend richtete sie die Worte an ihn: „Herr Reichhardt verdankt die Ehre, von Ihnen mit Auszeichnung behandelt zu werden, wohl einzig dem Umstande, Sohn des Mannes zu sein, in dessen Händen sich das Stammgut Ihrer Familie befindet?" —

Rosa fühlte voll tiefer innerer Scham die Unzartheit ihrer Frage, fühlte aber auch voll Scharfsinn, daß sie das beste Mittel gewählt, die Wahrheit zu erfahren. Um denn ihre Taktlosigkeit wieder gut zu machen, ihr Wort als ein übereiltes hinzustellen, erheuchelte sie mit jener ihr eigenen Gewandtheit den heftigsten Schreck — und bat schon in der nächsten Secunde Ordy mit feuchtem Auge, mit flehendem Ton um Vergebung. Sie war nie reizender wie als „büßende Magdalene." Sein helles Auge, das, wie stets in Momenten großer und tiefer innerer Bewegung, dunkel und flammend geworden, lichtete sich unter ihrem bittenden Wort, und mit jenem ihm so wohl stehenden Lächeln reichte er ihr rasch die Hand, bat sie herzlich, sich über solche Kleinigkeit nicht so tief zu betrüben und auch versichert zu sein, daß das wirklich nicht der Grund sei, warum er Herrn Reichhardt mit Interesse beobachtet habe.

Sie wollte diesen Grund wissen, und sagte sie auch, sie glaube seinem Worte vollkommen, verstand sie doch in Blick und Ton so viel Zweifel daran zu verrathen, daß diese Ordy nicht entgehen konnten. Und wie richtig berechnete sie — wie gut zielte sie! — Ihr bleibender Zweifel traf das Centrum, wo dieser ruhige, scheinbar un=

verwundbare Löwe nur gar zu sterblich war! — Gehörte auch Ordy zu den verschwiegenen Naturen und würde er auch sonst nie und nimmer gegen irgend einen Menschen der kleinen Scene am Hause der Mathilde erwähnt haben — — das konnte, das durfte Niemand glauben, „daß fort und fort an ihm, dem letzten, unbegüterten Sprossen des Ordy'schen Geschlechts, der Gedanke wie ein Wurm nagte: auch selbst das Stammgut der Familie verloren zu haben." Offen sagte er daher zu Rosa, nach erlangter Zusicherung der Discretion, welche Erinnerung jener junge Mann in ihm wach gerufen! — Wie überrascht, wie erschrocken sie auch war, daß die Liebenden, trotz ihrer Wachsamkeit, Gelegenheit gefunden hatten, sich heimlich zu sprechen und daß die Commerzienräthin diese Liebe begünstige und fördere — sie verbarg beide Eindrücke sehr geschickt und begnügte sich, all' ihre Empfindungen hinter jenem lieblich unschuldigen Gewohnheitslächeln zu verstecken, das ihr eben so rasch zu Gebote stand wie die Thränen.

In ihrem Herzen war's aber dunkel und finster trotz dieses Lächelns, und Gedanken und Pläne überstürzten sich nun im wilden Chaos im Gehirn der reizenden Intrigantin. Gleich einem Sonnenstrahl flog dies Lächeln aber über ihre Züge, als

Freiherr von Ordy sie fragte, ob sie ihm nicht den Namen jener fremdartigen Schönheit verrathen wollte, deren Augen eine Spanierin beschämen könnten. — — Da bot sich ihr nicht nur ein Anhalt, sondern tausend Fäden, an die sich Etwas spinnen ließ und in deren Gewebe sich noch gar Manches fangen konnte, das sie jetzt kaum zu berechnen vermochte! — Vorläufig hatte sie jetzt jene gute Gelegenheit gefunden, Barbara von Engernförde entfernen zu können, nach der sie so lange vergeblich gesucht. Ob für immer — das hing vom Glücksfall ab! — unversucht wollte sie aber Nichts lassen. Darum begann sie sofort zu benutzen, was ein „günstiger Augenblick" ihr geboten.

„Hat ein Name außer dem der Huld und Gnade denn noch Interesse für Sie?" fragte sie lächelnd.

Er verstand augenblicklich ihre Anspielung auf „Clemence", und fragte äußerlich ruhig, wenn auch innerlich erregt durch den Gedanken, auch in dem Hause, wo er sich so sicher gefühlt, mißverstanden zu sein: „Sollte das erst der weiteren Versicherung bedürfen, Comteß Rosa?"

„Gewiß!" antwortete sie mit so komisch feierlicher Miene, daß er lachen mußte und sich fast über-

zeugt hielt, sie treibe einen ihrer munteren Scherze mit ihm.

„Lachen Sie nicht," fuhr sie ernst fort, „ich verlange Beweise — genügende Beweise, bevor ich glaube."

„Durch was könnte ich sie geben?" rief er so lebhaft, daß sie, wie schon einige Male, auf die Vermuthung kam, es liege ihm wirklich daran, sie zu überzeugen, daß er nicht das geringste tiefere Interesse für ihre Cousine fühle.

„Nun zum Beispiel: „die liebliche Clemence 'mal drei Tage lang nicht zu Tische zu führen, weniger mit ihr zu reden und mir zu zeigen, daß andere Damen noch für Sie auf der Welt sind."

„Sie bedürfen aber dieses Beweises doch nur zum Scherz?" fragte er, im Ernst beunruhigt.

Sie entgegnete schelmisch: „Ist Ihnen das Opfer für einen Scherz zu groß, Baron Ordy?"

„Nichts würde mir zu groß und zu viel sein, um Sie vollständig von der Wahrheit meiner Worte zu überzeugen!" sprach er ernst und mit tiefer Bedeutung.

„Das klingt ja fast wie ein Gelübde!" rief der junge Fürst Paradiello hinzutretend und neckend auf Beide sehend.

Ordy war die Ankunft dieses Menschen gerade

die unerwünschteste, da er dafür bekannt war, eben so unvorsichtig wie plauderhaft zu sein. Um Mißverständnissen vorzubeugen, setzte er daher schnell hinzu:

„Es gilt nämlich, lieber Fürst, Comteß Sanden zu bewegen, mir den Namen einer Schönheit zu verrathen, die Augen hat, über welche selbst Sie die strahlendsten Ihrer Landsmänninnen vergessen würden."

„Den Namen, den Namen!" bat der Fürst.

„Was nutzte der den Herren, — ich will Ihnen Besseres verschaffen! Diese dunkle Schönheit des Nonnensteiner Thales mit den Flammenaugen, die „wilde Gebirgsblume" — soll mit in dem Zuge der Spanier und Spanierinnen sein, die zu Mama's silberner Hochzeit kommen werden, um ihr Grüße aus dem Heimathlande ihrer Mutter zu bringen — das heißt," fügte Rosa heiter hinzu, „wenn Baron Ordy sein Opfer bringt."

„Er wird's bringen, wenn er es gelobt hat!" rief der Fürst.

„Er wird's bringen," flüsterte Ordy, „um Ihnen zu beweisen, daß es ihm kein Opfer ist."

Rosa sah aus Ordy's Ernst, daß er die Sache nicht leicht nahm und war beruhigt.

Die nächsten drei Tage, wo Karl Reichhardt noch auf dringende Bitten ihres Vaters und ihrer Mutter in der Residenz blieb und im Hause ihrer Eltern logirte, war Rosa in der heitersten Stimmung, trotzdem sie wußte, er kehre nach Engernförde zurück. — Das konnte sie nicht hindern, auch jetzt in ihm keine Gluth für sich anfachen, da die Flamme für ihre Nebenbuhlerin noch zu hell brannte. Bot denn aber auch die Gegenwart ihrer Liebe keine Glückschancen, so hoffte sie desto mehr von der Zukunft. Alles, was sie vorläufig zu erreichen gewünscht, glückte über Erwarten. Freiherr von Ordy, der die Sache in Wahrheit ernst nahm, weil er die kleine Clemence prüfen wollte, schien nur noch Augen und Sinn für die liebenswürdige Lady Lora zu haben; — Clementine war dadurch sichtlich tief betrübt und gedrückt, Werner in halber Verzweiflung, dann in vollständiger, als die Angebetete seines Herzens ihre ganze Aufmerksamkeit dem neuen Gaste ihres Hauses widmete — jenem Menschen, der seiner Ansicht nach eigentlich kaum für eine Gräfin Sanden da sein durfte! —

Werner ließ sich einige Male ungebührliche Ausfälle gegen Karl zu Schulden kommen. Rosa benutzte das, dem Freiherrn von Ordy lä-

chelnd zuzuflüstern: „er solle beim Nachhausegehen ihrem Vetter zur Strafe die Frage vorlegen: ob sie mit Herrn Reichhardt verlobt wäre.“

Freiherr von Ordy meinte zwar, ihr Cousin sei hinreichend durch die hübsche Art und Weise bestraft, mit der Herr Reichhardt seine Taktlosigkeiten aufgenommen, denn feiner und graciöser könne kaum einem Gegner und scheinbaren Nebenbuhler begegnet werden; doch Rosa beharrte auf ihrem Willen, und Ordy versprach jenen Wunsch zu erfüllen.

Daß diese Frage aufgeworfen worden und die berechnete Wirkung gethan, bewies Rosa am nächsten Morgen das frühe Erscheinen ihres Vetters. Er ließ durch ihre Jungfer die Bitte an sie richten: ihm einige Augenblicke Gehör zu schenken. Sie verweigerte ihm diese Bitte nicht nur, weil sie gerade mit Karl Reichhardt ein Gespräch führte, das sie interessirte, und diesem auch gern den Beweis geben wollte, wie sehr sie eine Unterhaltung mit ihm der Gesellschaft ihres Cousins vorziehe, sondern weil es ihr noch nicht paßte, jetzt eine Unterredung mit Werner zu haben. Sie ließ ihm daher sagen, sie sei beschäftigt mit der Durchsicht von Bildern, die Herr Reichhardt die Güte

habe ihr zu zeigen, würde aber eine halbe Stunde vor der Tafel bereit sein, ihn zu empfangen.

Werner hörte voll Ingrimm diesen Bescheid, fand sich indessen zur festgesetzten Zeit ein. — Rosa ließ ihren getreuen Ritter abermals im Stich, und er erfuhr von seiner Schwester, die er in ihren Zimmern aufsuchte, daß die Cousine mit Karl Reichhardt in's Museum gefahren und noch nicht zurückgekehrt sei.

Der Umstand war Werner um so unbegreiflicher, als an dem Tage großes Diner im Sanden'schen Hause war und Rosa, wie Clemence ihm erzählte, noch nicht Toilette gemacht hatte.

„Sie ist zwar stets unendlich rasch fertig!" fügte sie hinzu, einen Blick auf die Uhr werfend, welche sich mehr und mehr der zum Diner festgesetzten Zeit näherte. Unruhig schritt Werner im Zimmer auf und ab und trat zu wiederholten Malen an das Fenster, das die weiteste Aussicht auf die Straße bot, die nach dem Museum führte. Seine Schwester schaute nach entgegengesetzter Richtung, und häufig nahm sie ein Fernglas zu Hülfe, um besser sehen zu können. Werner merkte das eben so wenig, wie die peinliche Aufregung in den sonst so stillen Zügen Clementinens. — Als sie aber einmal auf seine wiederholte Frage, wie

Rosa sich an dem Tage kleiden würde, Nichts erwiederte, da trat er zu ihr und sah nun nicht allein die Verstörung in dem ruhigen Gesichtchen, sondern auch Thränen in den langen Wimpern hängen.

„Clemence! — was ist Dir — was hast Du?" rief er besorgt; doch kaum, daß er die Frage ausgesprochen, beantwortete er sie sich schon selbst durch rasch aufsteigende Erinnerungen aus den letzten Tagen, wo Ordy so viel mit Lady Lora geredet. Er würde vielleicht versucht haben, ihren Kummer zu beschwichtigen, wenn in diesem Augenblick nicht bereits die ersten Wagen am Perron aufgefahren wären und Gräfin Sanden nach ihrer Nichte geschickt hätte. Eine stumme herzliche Umarmung war das Einzige, das noch unter den Geschwistern stattfand. Clementine eilte in den Salon, Werner aber begab sich nach dem Zimmer Rosa's, denn um jeden Preis wollte er sie sprechen. Wenige Minuten später trat sie dort ein, mit glühenden Wangen, mit leuchtenden Augen, erfaßte aber bittend seine Hand, als er Etwas sagen wollte, rief flehend: „In einer Viertelstunde, Werner, bin ich wieder hier!" und verschwand in ihrem Boudoir, um Toilette zu machen.

Ehe diese neu anberaumte Frist vergangen, öffnete Rosa schon die Thür zu ihrem kleinen Heiligthume und berief den Vetter zu sich. Ein Staatskleid, eine Robe von brochirtem rosa Atlas umhüllte ihre ätherische Erscheinung und auf den blonden Locken ruhte ein Kranz von bethauten Rosen. Wie eine Rosenkönigin, wie die schönste Fee eines Märchens stand sie inmitten ihres mit raffinirtem Geschmack eingerichteten Boudoirs. Der ganze Raum war mit duftig weißen Stoffen ausgeschlagen, die über einen rosa Hintergrund fielen und in die hie und da Rosen und grüne Blätter gestickt waren. Sie lagen dort wie verstreut hingeworfen und bildeten den reizendsten Rahmen um die liebliche Erscheinung des blühend schönen Mädchens.

Noch waren zwei Kammerzofen um Rosa beschäftigt; die eine legte eine Perlenschnur um den blendenden Hals, die Andere bedeckte mit Spangen und Bändern die vollen schönen Arme; dann warf man ihr leicht einen weißen Cachemir über, sie griff nach Flacon und Taschentuch, erfüllte das ganze Zimmer mit dem berauschenden Duft des Esbouquet, sagte freundlich: „Dank, Marie! — Dank, liebe Veronique!“ und als die Zofen gegangen, fragte sie liebreich: „Nun, bester

Werner, was wolltest Du? womit kann ich Dir dienen?"

Nicht war's der Duft des starken Parfüm, der ihn berauschte, — seine Sinne verwirrte: der Anblick jenes entzückenden kleinen Geschöpfes, die mit der Miene vollkommenster Unschuld die weißen Handschuhe den zierlichen Fingern anpaßte. Er hatte ihr gezürnt — sie mit Vorwürfen überschütten wollen. Nun wußte er Nichts, als daß er sie glühender, leidenschaftlicher denn je liebte! — Sie merkte das sehr schnell, und da ihr die Stimmung augenblicklich sehr ungelegen kam, wählte sie das beste und kälteste Sturzbad, um ihn zur Besinnung zu bringen, und zu dem Thema hin zu geleiten, das sie mit ihm zu besprechen wünschte. Weder von seinen Seufzern, noch dem brennenden Blick die geringste Notiz nehmend, rief sie unbefangen:

„Spricht man Karl Reichhardt, so unterliegt man doch wirklich ganz dem Zauber seines liebenswürdigen Wesens. Er ist eben so gescheidt wie unterrichtet, so bewandert selbst in Kunst und Literatur, und welch sicheres, feines Urtheil! Charmanter junger Mann! — eigentlich sehr begreiflich, daß ein Mädchen sich in ihn verlieben muß."

„Wie! — was sagst Du?" entgegnete Werner aufgebracht.

„Daß unser Freund Karl liebenswürdig genug ist, um sich leidenschaftlich in ihn verlieben zu können!“ entgegnete Rosa eben so offenherzig wie naiv, und sah den Vetter ruhig an.

„Nun, Rosa, wenn Du das findest und sagen kannst als eine Gräfin Sanden, so wird's Dich vielleicht kaum kränken, wenn Andere noch weniger Stolz in Dir suchen und glauben, Du seist mit Herrn Kaufmannslehrling und Fabrikarbeiter Reichhardt verlobt.“

Rosa wäre ihren Vetter für diese Benennungen fast vor Freude um den Hals gefallen, denn wie, ach wie mußte der Schlag ihn nun treffen daß seine Schwester sich mit diesem Lehrling verlobt und ihm Rendez-vous gegeben hatte! — Sie unterdrückte ihren ganzen Jubel und fragte lebhaft: „O, glaubt das wirklich Jemand?“

„Freiherr von Ordy traut Dir den Wahnsinn zu!“ entgegnete er bitter, — „Freiherr von Ordy, dieser stolze Aristokrat, hält Dich dessen fähig.“

„Ordy!“ wiederholte Rosa entzückt, — „o da sei Gott gedankt!“

Werner fürchtete momentan für Rosa's Verstand, sah sie entsetzt an und fragte dann leidenschaftlich: „Wie kannst Du bei einer Erniedrigung

Deiner selbst, einer Entwürdigung — nur den Namen Gottes anrufen?"

„Weil Er, dieser gütige Gott, mir geholfen hat, ein Werk durchzuführen, wo das Lebensglück unserer geliebten Clemence auf dem Spiele stand."

An diese im emphatischsten Tone ausgesprochenen Worte reihte Rosa den Bericht dessen, was sie sechs Jahre zuvor auf dem Limberge gehört, was Ordy zwei Jahre zuvor am Hause zur Mathilde gesehen hatte. Sie schloß mit den Worten: „Ja, wohl hast Du Recht, Ordy einen stolzen Aristokraten zu nennen, denn kaum fürchtete er, daß Die, welche sich mit Karl Reichhardt ein Rendez-vous auf offener Landstraße gegeben, die Schwester von Clemence sei — zog er sich von dem unglücklichen Kinde, das ihn liebt, zurück." — — —

Rosa konnte mit dem Eindruck zufrieden sein, Werner war durch die Nachricht wie vernichtet. Todtenbleich, mit bebenden Lippen sagte er kaum hörbar: „O Rosa, warum hast Du, was Du damals vernommen, nicht mir gesagt?"

„Ich wollte Barbara, die mich stets verkannte, keinen Verdruß bereiten," entgegnete sie einfach und nicht ohne glücklich angenommene Würde; „auch betrachtete ich den Fall späterhin mehr als Kinderei, die aus unseren Sagendarstellungen ent-

standen ist, wo Karl und Barbara ja immer das Gunhildens Liebe schützende Dienerpaar machten. — Kaum ersah ich aber aus Ordy's Mittheilung, daß die Verlobung eine dauernde geblieben ist, und Barbara's Leichtsinn sie zum Schlimmsten verleitete, dessen ein Mädchen aus anständiger Familie sich schuldig machen kann, da beschloß ich gleich, meinen begangenen Fehler damit zu sühnen, daß ich mich für Clemence aufopferte. Ordy hatte nämlich nur Karl deutlich gesehen, — die Dame die sich ihm beim Scheiden in die Arme geworfen, nur weinen — schluchzen hören! — Daran knüpfte ich denn meine Hoffnung. Ich hatte scheinbar, wie Du sahst, die vergangenen Tage denn nur Augen für Karl; ich ließ Ordy gestern, wo er Clemence abermals in auffallendster Weise vernachlässigt hatte, nicht fortgehen, ohne anzudeuten, wie ich über ein Jahr in Engernförde mit Karl zusammen gewesen sei, wie unsere Spiele solch kleine Liebeleien unterstützt — ich — jung, unerfahren, nicht viel darin gefunden habe, einem Jugendfreunde Lebewohl an der Stelle zu sagen, wo wir zwanzigfach als Kinder unter heißen Thränen, als Gunhilde und Ritter Eberhard vom Limberge, von einander geschieden wären. — Ordy nahm mit solcher Freude meine kleinen halben Geständnisse auf,

daß ich sah — ihm war eine Last von der Seele gewälzt: nicht Schwager des Mannes zu werden, der für ihn leider auch nichts Anderes wie für Dich — ein Lehrling und Fabrikarbeiter ist."

„Rosa, Du bist ein Engel!" rief Werner entzückt, „Rosa, wie soll ich Dir danken für dies Opfer."

„Durch fortgesetzte Ungezogenheit gegen den armen Karl, in dem Du, bester Vetter, nur den Nebenbuhler sehen darfst."

Sie lachte heiter bei den Worten, Werner sah ernst, fast düster aus, und rief leidenschaftlich: „Daran soll's dem ehrlosen Betrüger nicht fehlen."

„Halt!" sagte Rosa rasch, indem sie Werner's Arm ergriff, „keine Scene bei uns im Hause. Versprich mir das."

Er gab ihr die Hand — sie reichte ihm mit den Worten: „Dank, mein lieber Werner," die frischen Lippen zum Kusse.

Daß es nicht bei einem Dankbarkeitskusse blieb, war Rosa ziemlich gleichgültig. Sie wollte Werner jetzt unumschränkt beherrschen — wollte Barbara besiegen — was galten ihr daher die kleinen Mittel, die der große Zweck ihres Lebensglückes — ihrer ferneren Ruhe erforderte. So rasch es aber thunlich, machte sie sich von den Ausbrüchen seiner

Leidenschaft frei, und liebkosend ihre Wangen an seinen Arm lehnend, sprach sie weich:

„Nun, Werner, laß uns aber gehen und sehen, ob mein Opfer Früchte trägt und Ordy's Liebe zu Clemence so groß ist, über den dunkeln Fleck in ihrer Verwandtschaft hinweg zu sehen, daß ihre Cousine eine kleine Schwäche für den jungen Fabrikanten hat."

Sie gingen von verschiedenen Seiten in den Salon, wo schon die Mehrzahl der Gäste anwesend war. Dort begegneten sich ihre Blicke augenblicklich, als sie Ordy im Gespräch mit Clementine fanden. Ordy führte Clementine auch wie einst zu Tisch. Werner sah während der Tafel immer und wieder in das freudig verklärte Antlitz der geliebten Schwester, und lieh den Rathschlägen seiner schönen Tischnachbarin Rosa ein um so willigeres Ohr, als diese ja das Beste in sich faßten, was geschehen konnte, um Clementinens Glück zu sichern, Barbara's Unglück zu verhüten und die Schmach und Schande vom Hause Eschen abzuwenden: mit einer Familie verwandt zu werden, die einst seinen Vorfahren dienstbar gewesen! — — —

Drittes Kapitel.

Wie fern auch Dagobert Reichhardt jeder Zeit seines Lebens dem Aberglauben gestanden, wie er auch immer bemüht gewesen, jede Regung zu unterdrücken, die irgendwie an ein vorahnend Gefühl mahnte, er hatte nie ganz seine Abneigung gegen Festlichkeiten zu überwinden vermocht, bei der Fahnen aufgesteckt, das Haus mit Kränzen verziert wurden. Eben so wenig hatte er auch bei all' dergleichen Anlässen eine ganz unwillkürlich eintretende ernste, fast trübe Stimmung völlig beherrschen können. Jedesmal, wenn solche Feier auf seinem Gute oder in seinen Fabriken stattgefunden, hatte er in gewisser Beziehung gelitten, und eigentlich immer dann erst wieder frei aufgeathmet und aus vollem Herzen Gott gedankt, wenn diese Festlichkeit ohne ein, auf sein und der

Seinigen Lebensglück eingreifendes Ereigniß vorüber gegangen war.

Diese seltsame Bangigkeit, die Dagobert seit jenem Festtage auf dem Mönchhofe geblieben, wo Adelgunde von Dalborn den Traum seines Lebens durch wenige Worte zerstört, überfiel ihn im erhöhteren Maße denn je an dem Tage im Anfang des Herbsts 1855, wo auf Engernförde das Erntefest gefeiert werden sollte.

Je mehr er sich den Umstand klar machte, daß Nichts — gar Nichts von Außen Veranlassung zu dieser melancholischen Stimmung gab, desto deutlicher wurde ihm, daß diese entweder in einer düstern, unbezwinglichen Vorahnung ihre Berechtigung hatte, oder einzig — wie schon so häufig, aus jenem Quell dunkler Erinnerungen entsprang, der sich noch immer nicht im hellen Strome der Zeit verlieren wollte, sich nicht allein fortgesetzt wie ein schwarzer Faden durch sein Leben zog, sondern auch stets über dem glatten Spiegel der Alltäglichkeit hoch aufsprudelte und die ruhige Fläche seines Daseins von Neuem bewegte. Beide Fälle anzunehmen verstimmten ihn. Doch mußte er, der sich so gern Alles stets klar machte, in dem Einen oder Andern den Grund zu seiner inneren Verstimmung suchen.

Wohin Dagobert an dem Tage blickte, begegnete ihm Lust, freudige Bewegung; einzig sein Herz konnte sich dieser allgemeinen Freude nicht öffnen. Selbst das sonst so ruhige, ernste Antlitz seiner Frau leuchtete verklärt von einem Scheine inneren Glückes. Dachte er daran, was diesen hellen Strahl über ihre stillen Züge geworfen, so regte sich auch in seiner Brust ein Gefühl ungetrübten Glückes und reinster Freude. Mit etwas freierem Herzen schaute er dann wenigstens auf Momente um sich und hin auf Den, der jene Veränderung im Antlitz der Mutter bewirkt hatte. Es war sein Sohn, dieses Kind, auf welches er wirklich mit Stolz, mit hoffnungsvoller Freudigkeit hinblicken konnte.

Seit dem Morgen des vergangenen Tages war Karl in der Heimath. Während nun im Herzen der Mutter einzig die Freude über das endliche Wiedersehen nachzitterte, war der Geist des Vaters, dieser so rastlose Geist Dagobert's, vielleicht schon zu thätig, sich die Folgen auszumalen, welche die jetzt erfolgende Selbstständigkeit seines Sohnes nach sich ziehen würde.

Das letzte Hemmniß, was vielleicht von Außen den Herzenswünschen seines Sohnes hätte entgegentreten können: der Mangel an einer passen-

den Baustelle für ein Wohn= oder Lagerhaus, um das alte Wohngebäude wieder frei zu machen, das man seit Jahren mit zu den Fabriken benutzt, selbst dieses Hinderniß war durch den Tod jenes alten Bauers beseitigt, an dessen herrlich gelegenes Grundstück der Mönchhof stieß, ein Areal, auf dessen Raum das schönste Schloß zu erbauen und Garten und Park anzulegen war.

Wie bald Karl zu bauen gedachte, hatte sich seinem Vater dadurch am Klarsten kund gegeben, daß er schon in der ersten Stunde, wo er in der Heimath war, ihm Baupläne von englischen Cottages und kleineren Schlössern vorlegte, die er aus England mitgebracht.

Wie freudig hätte Dagobert zu jedem seine Einwilligung gegeben, wenn er der Erfüllung des Hauptwunsches seines Sohnes nur einigermaßen sicher gewesen wäre. Er konnte aber nicht hoffen, — konnte es an dem Tage weniger denn seit den Jahren, wo der von ihm entdeckte, geheime Briefwechsel seines Sohnes mit Barbara ihm das erste Licht über den Gegenstand von Karl's Neigung gegeben hatte.

Darin bestand der Unterschied in den Gefühlen beider Gatten: Dagobert fürchtete, — Martha hoffte. Sie war zugegen gewesen, als Karl und

Barbara sich am vergangenen Abend in ihrem Zimmer wiedergesehen, und glaubte durch die Beweise einer nur noch mehr erstarkten Liebe sichere Aussicht für Beider künftiges Glück zu haben.

Dagobert aber hatte an dem Morgen Adelgunden seinen Sohn vorgestellt, da sie Tags zuvor zu schwach gewesen war, ihn zu empfangen. Wie freundlich, fast liebevoll sie ihn auch begrüßt, es war doch wieder Etwas von dem ihrem Wesen beigemischt, was ihn abermals und vielleicht schmerzlicher denn je an die Ueberhebung der Aristokratie über den Kaufmannsstand gemahnt hatte.

Was sie, diese stolze Aristokratin, aber ohne ihn, den gewerbtreibenden Fabrikanten wäre, daran dachte Dagobert nicht. Was er einst für Adelgunde von Dalborn, die durch ihre Tante Geknechtete und Beraubte, gethan, welche Opfer er später der verarmten Wittwe des verunglückten Freiherrn von Eschen gebracht, — er legte das nie in die Wagschale, er hatte einzig jenen großen Abstand fort und fort vor Augen, den ihr vorurtheilsvoller Geist einst zwischen ihnen Beiden erblickt und — auch noch jetzt sah, obgleich sie sich Mühe gab, es zu verbergen.

Die Anzeichen des Stolzes und der Ueberhebung waren bei Adelgunden so gering, wie mehr-

oder minder bei jeder gebildeten Aristokratin unserer Zeit; doch — sie waren da. Einmal von Dagobert erkannt, konnte er sie nicht mehr übersehen, hatte für dieselben vielleicht ein zu scharfes Auge, so daß er sie schroffer hervortreten fand, wie vielleicht jeder Andere, der mit Frau von Eschen in Berührung kam. Adelgunde war Aristokratin bis in den tiefsten Grund ihrer Seele, „Aristokratin vom reinsten Wasser," wie man zu sagen pflegt. Solche geborene Aristokraten, die es sind, ohne es selbst kaum zu wissen, die das Gift blinder Vorurtheile mit der Muttermilch getrunken haben und auferzogen sind in den Ideen, mehr und Höheres zu sein als Andere, die da keine untadelhafte Ahnenreihe besitzen oder gar aus den niederen Regionen des Bürgerthums stammen — solche Aristokraten ziehen ruhig, gleichmäßig, wie ein wohl eingedämmter Strom, in der trüben Bahn ihrer anererbten und anerzogenen Vorurtheile weiter, ohne auf die schönen lachenden Gefilde zu achten, welche außerhalb des engen Bereichs ihrer Ufer und der abgesteckten Grenzen ihrer Anschauungsweise liegen. Treibt ein Orkan, ein von Außen auf sie einwirkendes Ereigniß ihre Wellen auch einmal hinaus über diese grünenden Ufer — es ist, wie beim Strom, dies Heraus-

treten nicht ihre innerste eigene Natur — und hat sich der Sturm gelegt, oder ist die Brandung des an sie herantretenden Ereignisses vorüber, so kehren sie in die alte Bahn, zum stillen, gleichmäßigen Fließen zurück und setzen ihren Lauf mit majestätischer Ruhe und Sicherheit fort.

Mit Charakteren voller Vorurtheil ist im Leben nur so lange ein gutes Einverständniß möglich, wie die Rücksicht der Umgebung auf ihre Schwächen dauert. — Blumen, Blüthen trägt der Strom mit anmuthiger Lieblichkeit; doch schon der kleinste Stein, der in seine Tiefe sinkt, wühlt die stille Fluth auf und zieht immer größere Kreise.

Im unbewegten Lauf, in solch majestätischer Ruhe floß Frau von Eschen's Lebensstrom dahin, und noch am Morgen des Erntefesttages kräuselte keine Welle seine spiegelglatte Fläche. Da trug ihr Sohn den Orkan in's Haus.

Barbara war in ihrem Zimmer, entfernt von dem der Mutter. Sie ahnte nicht, während sie voll Freude den bunten Festesputz anlegte, den vor Kurzem Graf Eberhard von Grothen aus Indien gesandt, daß unterdessen sich die Gewitterwolken am Himmel ihres Lebens, ihrer Liebe, sammelten. Wie blau erschien ihr dieser Himmel, wie golden ihre Zukunft! — Nun sollte sie endlich zu Ende

sein, diese dunkle Nacht ihres trüben, stillen Lebens, nun sollte auf das freudenarme Dasein — ein freudenreiches folgen! —

Während ihre blühende und glühende Phantasie hinauseilte in diese goldenen Gefilde der Zukunft, ihr lebendiger Geist in dem weiten schrankenlosen Gebiete der Freude ein schönes Luftschloß nach dem andern errichtete, da war ihr Bruder voll blinden Eifers thätig, den Traum ihrer Jugend zu zerstören. In höchster, in leidenschaftlichster Aufregung schilderte Werner seiner überraschten und entsetzten Mutter Barbara's Vergehen in den grellsten Farben, er sagte ihr, was für Clementine, die liebende, die so glückliche und beglückte Clementine aus diesem Leichtsinn der Schwester erwachsen könnte, und theilte ihr mit, wie am Leichtesten, am Schnellsten die Sache beendet sei, welche eine so unvertilgbare Schmach über sie Alle zu bringen drohe. Es waren hauptsächlich Rosa's Ideen und Pläne, die er ihr vorlegte und mit ihr besprach.

Da — inmitten dieser Berathungen trat Barbara, ahnungslos freudig, strahlend von Jugend, Schönheit und Glück, in das Zimmer! — Nicht wie Stromes-, nein, wie brausende Meereswellen ergoß sich die Fluth der bittersten Vorwürfe, der

heftigsten Anschuldigungen über das bestürzte Mädchen. Der Sturm war einer jener blind tobenden, welche die Fluth mit unwiderstehlicher Macht und reißender Gewalt über die Gestade der Ufer hinaustreibt — einer jener wilden, verheerenden Orkane, die da in Secunden und Minuten zu zerstören vermögen, was Monde, was Jahre zu seiner schönsten Entfaltung gebraucht hat.

Barbara's fester Charakter bot zwar dem heftigen Anprall der Wogen Widerstand, und ihre Liebe, ein Fels in der Brust dieses Mädchens, war nicht so leicht zu erschüttern, wie man gedacht.

O, hätte ihre Mutter nur einen Blick zurückgeworfen auf ihre eigene Jugend, ihre eigene Liebe, — sie würde vielleicht zurückgeschaudert sein vor dem, was sie that; sie würde in Erinnerung der Handlungsweise Fräulein Cordeliens nicht eben so blind und leidenschaftlich, nicht in gleicher Weise schonungslos gewesen sein. — Der Sturm tobte aber in ihr, die Fluth drängte vor-, nicht rückwärts, und riß Barbara im wilden Strudel mit fort! — — —

„Entsage aus Liebe zu Deiner Schwester den Irrthümern und Thorheiten Deiner Jugend, wenn

Du es nicht aus eigener Erkenntniß Deines begangenen Fehlers thust!"

So lautete das letzte Gebot, von dem man in milder Weise ein glücklich Resultat zu erzielen hoffte, da man endlich einsah, durch Gewalt Nichts zu erreichen.

„Das kann ich nicht, das werd' ich nie thun!" war ihr ruhiger, bestimmter Entscheid. Als man nun in sie drang, rief sie mit leuchtendem Auge; „Einer solchen Liebe, wie die Ordy's, die nicht Liebe ist, die sich da abhängig macht von kleinlichen Rücksichten — soll ich meine Liebe, mein Glück opfern? — Nochmals: nein und tausendmal nein! — — und ist der Freiherr von Ordy eine so kleinliche, erbärmliche Natur, nur dann um Clemence werben zu wollen, wenn ich ihm von meinem Gatten ein hochfliegend Stammbaumsbanner mit sechzehn Freiherrnkronen entgegentrage, — so ist's besser, er wirbt nie um sie! — Mit solchem Mann kann eine Frau dauernd nicht glücklich bleiben, — er würde in Allem seine engherzige, seine beschränkte Natur kund geben."

Frau von Eschen — Werner von Eschen — Beide konnten's nicht ertragen, Barbara so reden zu hören. Erstere gebot ihr: hinaus — in ihr Zimmer zu gehen und dort das Weitere abzu-

warten, — der Bruder fügte hinzu, daß man bei Reichhardts ihr Kommen zum Feste schon abgesagt habe und Martin Braun der Vorsicht halber auf dem Corridor Wache stehe, um ihn zu benachrichtigen, wenn ihr ungestümer Sinn sie vielleicht zu Widerstand hinreißen sollte.

Barbara erwiederte kein Wort; doch als sie zögerte zu gehen und er, von Leidenschaft hingerissen, ausrief: „Jener Bube soll jetzt sehen, daß Du einen Bruder zum Beschützer hast!" da sagte sie mit zitternder Stimme, aber mit kühnem Blick: „Karl Reichhardt gegenüber brauche ich nie eines Schutzes! ihm stehen die sichersten Bürgen des Mannes: Ehre, Wahrheit, Kraft und Stärke, zur Seite, während Du ein von Vorurtheilen befangener Egoist bist, der in sinnloser Verblendung handelt! — Ja, Du bist schlimmer! Du ehrst und achtest nicht einmal das Gefühl, welches das natürlichste in Deiner Lage wäre, das der Dankbarkeit gegen eine Familie, der nicht allein wir Alles schulden, sondern auch unser Vater den ehrlichen Namen im Grabe zu danken hat."

Barbara ging. Nicht aber, wie man ihr geheißen, suchte sie die Einsamkeit ihres Zimmers — es drängte sie hinaus in den alten Garten, dieser steten Zufluchtstätte des Mädchens, wenn ihr das

Haus zu enge für den Sturm der Gefühle. Dieser Garten war geblieben in seinem wild-romantischen Verfall, und nur noch höher, noch undurchdringlicher geworden die dichten Taxushecken, welche ihn in seiner stillen Einsamkeit völlig abschlossen. Stunden lang saß sie dort, ohne Anderes zu fühlen als das maßlose Weh über den so plötzlich über sie hereingebrochenen Jammer. Mit der ganzen wilden Leidenschaftlichkeit, wie all' ihre Empfindungen sich kund gaben, überließ sie sich auch jetzt dem Schmerze.

Nur ein Auge ruhte in den langen Stunden mitunter voll warmer, inniger Theilnahme auf dem trauernden Mädchen. Es war das Dagobert's. — Er konnte von seinem Zimmer aus in den kleinen Garten blicken, über den der anbrechende Herbst schon seinen Trauerflor gebreitet. Unwillkürlich trat er dort ein, als Martin Braun ihm die Absage seiner Herrschaft gebracht, und ein Blick aus dem Fenster, auf die am Morgen noch so glückliche Barbara, zeigte ihm — was geschehen. Er schloß das Zimmer ab, um Jedem den Anblick des Leides zu entziehen, das so wenig zum ringsum herrschenden Jubel paßte. Immer und wieder kehrte er aber dahin zurück — und immer fand sein forschend Auge sie noch am sel-

den Platze. Endlich ertrug er's nicht mehr, sie so zu sehen; er eilte — in der Hoffnung Etwas zu ändern, in Frau von Eschen's Wohnung und ließ um kurzes Gehör bitten. — Man benahm sich ähnlich wie einst Fräulein Cordelie. Man ließ bedauern, ließ ihn nicht vor, und Dagobert begab sich mit der betrübenden Ueberzeugung zum Feste und zu seinen Gästen zurück: daß all' die schlimmen Ahnungen, welche der bunte Festesschmuck wachgerufen, sich wohl noch früher in traurigster Weise erfüllen würden, als er am Morgen beim Anblick der Kränze und Fahnen gefürchtet hatte.

Viertes Kapitel.

Verwandte, Freunde, Bekannte hatten sich der alt westfälischen Sitte gemäß auf Engernförde zum Erntefest eingefunden. Es herrschte nicht allein das regste Leben auf dem Gutshofe, wo Knechte, Mägde, Tagelöhner und Arbeiter unter lautem Jubel, unter Scherz und Lachen auf den zum Erntezug bestimmten Wagen Platz nahmen — Heiterkeit, Frohsinn herrschten auch im Wohnhause Dagobert's, wo sich die Schaaren seiner Gäste plaudernd und lachend in den geschmückten Zimmern und Sälen bewegten oder an den geöffneten Fenstern standen, um den sich zur „Umfahrt" ordnenden Erntezug zu betrachten.

Solch' Erntezug ist groß oder klein, glänzend oder einfach, je nachdem das Gut oder Gehöft mehr oder minder Arbeitskräfte verwendet und der Besitzer reicher oder ärmer ist. Manchmal be=

steht er aus drei, vier, sechs Wagen — oft auch nur aus dem einzigen, der den grünen Erntebaum trägt und die wenigen Knechte und Mägde faßt, die bei den minder begüterten Bauern dienen. Meistens sind alle diese mit Kränzen und grünem Laub ausgeschmückten Wagen mit vier Pferden bespannt, der Hauptwagen, welcher den Festesbaum trägt, aber immer, und er ist's auch, der am Reichsten mit Garben und Blumen verziert wird.

Pfeifer und Geiger bilden, unermüdlich spielend, die Spitze des Hauptwagens; der Großknecht und die Großmagd, welche abwechselnd den Erntebaum halten, sitzen in der Mitte, und um sie haben sich Männer, Frauen und Kinder dicht geschaart, denn — es ist Ehrensache, mit auf diesem Wagen zu sein. Er eröffnet mit Vorreitern den Zug, welcher unter Sang und Klang, Jubel und Lachen eine Umfahrt über die Felder und Wiesen hält, oft bis in's nächste Dorf zieht, um sich bewundern zu lassen. Ist der Umzug beendet, beginnt auf dem Guts- oder Bauerhofe erst die rechte Feier — ein Vergnügen, das meist noch die Sonne des nächsten Morgens bescheint.

Daß die Umfahrt, dieser erste Act des Festes, aber nicht schon ein großes Vergnügen für die

Gutsunterthanen ist, wird Keiner bezweifeln, der nur einmal solchem Erntezuge in Westfalens Feldern begegnet ist. Jauchzende, quikende, hurrahrufende Vorreiter, deren Pferde mit Kränzen und Blumen geschmückt sind, traben vor dem Wagenzuge oder zu dessen Seite her. Es sind gewöhnlich die jüngsten Knechte, nicht selten die schönsten Gestalten, mit Gesichtern, wie man sie, geistig belebt, wohl freudig in jedem Salon begrüßen würde. Eben so schöne Gesichter, Züge voller Feinheit und Noblesse, Augen vom wunderbarsten Blau und auch tiefsten Sammetschwarz — reizende Gestalten mit freier, elastischer Haltung, findet man auch unter den Bauermädchen und jüngeren Bauerfrauen, Schönheiten, die nicht allein frappiren, auch fesseln. Und wie schön, wie reizend sehen sie in ihrer wohlkleidenden Landestracht, in ihrem höchsten Staate auf dem Erntewagen aus, wo die zu erwartende Lust den zarten Schmelz ihrer Farben erhöht und den Augen noch mehr Glanz giebt.

Die Vorreiter, die sich mehr neben den Wagen aufhalten, sind gewöhnlich solche, die Amor's Pfeil bereits getroffen und welche im Kreise der Frauen schon ein holdes Lieb haben. — Die weit voraus Sprengenden, sind noch nicht gefesselt; doch

die glänzenden Augen, die ihnen vom Wagen aus nachschauen, lassen vermuthen, daß man hofft, die Flüchtlinge einige Stunden später auch in Banden zu sehen.

So unermüdlich nun die Geiger auf dem Hauptwagen ihre Violine streichen, so unausgesetzt die Pfeifer blasen — so unermüdlich, so unausgesetzt hebt und senkt sich der vom Großknecht und der Großmagd hoch empor gehaltene Erntebaum. Seine mächtige Blumenkrone verliert bei den kühnen Schwingungen gar manche Blüthe; doch — sie ist nicht verloren, die jungen Mädchen haschen darnach voll Lust und Jubel, und wer sie einfängt, steckt sie als gutes Omen an's Mieder. Mit langen Bändern, oft auch mit bunten Tüchern ist dieser grüne Festesbaum behangen, und je schöner Beides — desto freigebiger war die Herrin des Guts, von der die jungen Mägde stets die Gaben zum Erntebaum erbitten, in dessen schönste und künstlichste Ausschmückung sie eine Ehre setzen.

Kehrt der Erntezug unter Musik und Gesang von den Feldern zurück, beginnt die Feier im Hause. Sie besteht in einer Rede des Großknechts, in der er Gottes Güte und Gnade preist, und welche meist so gut ist, daß ein Geistlicher sich ihrer nicht zu schämen hätte. Am Schluß derselben sagt

er einige anerkennende Worte über den Gutsherrn, der ihnen die Lasten erleichtert und ihre Mühen belohnt. Dem Lebehoch, das er ihm und seiner Familie ausbringt, stimmt die Musik mit einem lauten Tusch bei. Hat sich der Tumult gelegt, ergreift der Gutsherr das Wort. Er dankt nächst Gott dem Großknecht, der Großmagd und allen anderen Arbeitern für ihre Treue und Ausdauer, für ihre Mühe und ihren Fleiß, wünscht ihnen Gesundheit, langes Leben, bittet um ihre fernere Anhänglichkeit und Liebe, spricht dann ein kurzes Gebet, in dem er dem Herrn die nächstjährige Ernte anempfiehlt, und am Schluß stimmt er einen Choral an, in den die ganze Versammlung einfällt und ruhig, würdevoll zu Ende singt, ob er sechs, ob zehn oder gar zwölf Verse lang ist. Dem Chorale ist die Länge gestattet, den Reden trägt gedrängte Kürze Anerkennung ein.

Dieser kleinen religiösen Feier folgt Genuß und Freude auf dem Fuße. In großen Fässern wird der Kaffee und die Milch, in Waschkörben der Kuchen und die Semmeln herbeigeschafft. Ein bis zwei Stunden sitzen Alle, einzig damit beschäftigt, ruhig da. Sie trinken ihr Dutzend, auch zwei Dutzend Tassen Kaffee, lassen sich den „Einstipp" eben so gut munden, und die Redseligkeit

beginnt oft erst mit dem dritten Dutzend, an das sich nicht allein bei Manchen, nein bei Vielen das vierte anschließt!

Alle Hände, die sonst arbeiten, ruhen an dem Tage, und die Bedienung beim Kaffee übernehmen stets die vornehmeren Gäste des Erntefestes, die, welche bei der Gutsherrschaft zum Besuche sind, meist junge Mädchen und Herren. Vier bis sechs Personen sind bei Erntefesten auf Gütern gewöhnlich beschäftigt, den Kaffee aus den Fässern in Kannen zu schöpfen, eine doppelte Anzahl gießt diesen Mocca und Milch so lange ein, bis der Gast das oberste der Tasse nach unten gekehrt hat. Zwei, drei, vier Tassen stehen oft vor einem Erwachsenen — je nachdem er Kinder bei sich hat.

Dem Kaffeegenuß folgt der Tanz unmittelbar; er wird nur Abends zwischen acht und neun Uhr durch das Nachtmahl unterbrochen, wo man den Bierfässern in gleicher Weise zuspricht, wie Nachmittags dem Kaffee.

Die Erntefeste in Engernförde hatten durch den reichen Commerzienrath wieder die Berühmtheit erlangt, die sie schon zu den Zeiten gehabt, als das Gut noch in den Händen der freiherrlich Ordy'schen Familie war, und welches Renommée

sie nur durch Isaak Maier und David Mietzelbacher eingebüßt hatten. Wie einst, wurde das Erntefest auch jetzt in dem zweiten Flügel gefeiert, in dem Adelgunde nach der Gartenseite hin im Parterre die kleine Wohnung inne hatte. Vor einigen Jahren war noch, wie früher, der große Saal, „die Ewigkeit," zu den Festen ausreichend gewesen; doch seitdem die Eisenbahnen Westfalens weite Landesstrecken durchzogen und die Köln-Mindener und Bergisch-Märkische Bahn das alte Herzogthum von Engern und Westfalen mit der Grafschaft Berg und Mark verbunden, seitdem hatten sich's die Beamten und Fabrikarbeiter des Mönchhofes nicht nehmen lassen, das industrielle Thal von Letmathe an dem Tage mit dem stillen des Nonnenstein zu vertauschen und dem Gute ihres Herrn einen Besuch abzustatten.

Dagobert hatte dagegen um so weniger Etwas eingewendet, als er gar manche junge, rüstige Arbeiterkraft, die um Engernförde brach gelegen oder sich nur mühselig durch Handgespinnst und Webestuhl ernährt, nach dem Mönchhofe versetzt, wo sie in seinen Fabriken besseren Verdienst gefunden. So kamen denn Söhne und Töchter zum Erntefest in's heimathliche Thal, und gehörten die Eltern auch nicht immer zu den Gutsangehörigen,

die Familien waren willkommen bei Dem, der Einem von ihnen Brod gab und gastlich Allen sein Haus öffnete. In gleicher Weise, wie im Letmather Thal aber die Güte und Gastfreiheit des reichen Fabrikherrn bekannt war, kannte man im Nonnensteiner die Milde, Freundlichkeit und Herzensgüte der Commerzienräthin. Darum kamen denn zum Erntefeste nicht allein die Reichen und Vornehmen nach Engernförde, sondern auch alle die Armen, von denen es hieß, „daß sie einen Gott und einen Rock hätten.“ Wie einfach, wie bescheiden auch oft dieser Rock der Armen, wären sie in Sammet und Seide erschienen, sie hätten nicht freundlicher begrüßt werden können, wie die ganze Reichhardt'sche Familie sie willkommen hieß. Aus dem Grunde war es denn aber nöthig geworden, diesen von Nah und Fern so reichlich zuströmenden Festgästen auch noch jene zwölf großen Stuben zu erschließen, die an den Saal stießen. Hatte dieser Saal wegen seiner enormen Länge durch den Volkswitz den Namen „Ewigkeit“ erhalten, so hätte man den Stuben ihrer seltsamen Ausschmückung halber füglich die Bezeichnung „Unterwelt“ beilegen können. Die noch wohl erhaltenen Tapeten an den Wänden zeigten unterirdische Grotten, Höhlen, oder das

Innere von Bergwerken und Steinkohlengruben, die, sämmtlich von Gnomen und Geistern bevölkert, in jener Gegend den Namen Ulken tragen und halb geliebt, halb gefürchtet im Volke sind.

Gar mancher ehrliche Bauer, den die Ueberfüllung der „Ewigkeit“ beim Erntefest in eines dieser Zimmer getrieben, schaute sich während des ersten Dutzend beim Kaffeemahl etwas ängstlich in dem Raume um, und schien erst dann wieder zufrieden gestellt, wenn er von Wänden und Fresken weg einen Blick auf Hof und Garten geworfen. Aus dem Grunde waren die Fensterplätze vielleicht die beliebtesten an den dort in Hufeisenform aufgestellten Tafeln. Beim zweiten Dutzend blickten Alle in diesen Grottenstuben schon freier um sich, man zeigte sich bereits, nach erfolgtem Stoß in die Rippen, kühn die kleinen Männchen auf den Tapeten, nannte sie „drollige Kerle“, und war die vierundzwanzigste Tasse getrunken, die Pfeife dann angebrannt, da fragte manch' rüstiger Alter seine Enkel schmunzelnd:

„Hä, Lüttge, schall i Di was van dä Ulken vertällen?“

Die Lüttgen (die Kinder) schaarten sich nicht allein um den Muthigen, auch die Mädchen und

Burschen horchten auf, und bis die Musik begann, war immer die Sage „von der Ahnfrau des Ordy'schen Geschlechts" erzählt, die durch ihren Muth und ihre Tugenden die einst arme Familie so reich gemacht, daß sie sich, wie die Chronik behauptete: die Ewigkeit hätten mit Goldgülden belegen können, ohne einen Riß in ihre Geldsäcke zu bekommen. Die Sage ist folgende:

Herr Balduin Ordy, Unterthan Kaiser Karl's des Großen, wurde von seinem Herrn, in Anbetracht seiner vielen ritterlichen Tugenden, in den Stand der Edeln erhoben, mit hundert Goldgülden belehnt, und erhielt von dem mächtigen Freunde des Kaiser Carolus, dem Sachsenherzoge Wittekind, ein Stück Land im alten Herzogthum von Westfalen, um sich dort anzubauen und Elisabeth Lübenhausen, die Tochter eines seiner Sattelmeier, zu ehelichen.

Herr von Ordy hatte Jungfrau Elsa lange schon geliebt und blieb ihr treu, als gar manche hochedle Dame und schönes Ritterfräulein den jungen Helden zum Gemahl wünschten. Sie heiratheten sich, und Jungfer Elisabeth Lübenhausen wurde von Wittekind selbst dem Altare der Kirche zu Enger zugeführt.

An dem Tage, wo auf ihrem Grund und

Boden das erste Haus stand und eingeweiht wurde, gab Frau Elsa von Ordy einem Kinde das Leben. Anstatt froh darüber zu sein, lag sie kummervoll und schlaflos Nachts nach der Geburt ihres Töchterchens im Schloß zu Engernförde, denn sie hatte mit Trauer vernommen, daß ihr Gemahl sich tief darob betrübe, daß das Kind kein Knabe sei.

Da trat, nachdem die Stunde der Mitternacht vorüber, ein kleines graues Männchen an das Lager der jungen Frau und sprach ruhig:

„Trockne Deine Thränen, Frau Elsa, denn Du wirst der Knaben noch gar viele haben, und Heil und Segen soll sie immer begleiten, wie auch diese Deine Tochter, wenn Du meine Bitte erfüllst."

Die anfangs erschreckte Frau beruhigte sich nicht allein bei dieser Rede des Mannes, sondern noch mehr beim Anblick seiner hell und klar leuchtenden Augen und des festen, zuversichtlichen Ausdruckes in seinen Zügen.

„Was soll ich thun?" fragte sie daher freundlich.

„Heute mir nur gestatten, mit meinen Brüdern und unseren Frauen durch dieses Zimmer zu ziehen. Wir haben kein anderes Mittel, um in das Reich meines Lieblingsbruders zu kommen, der uns und seiner Frau zu Ehren ein Fest feiert.

Ihr Menschen, die Ihr Euch jetzt überall ansiedelt, wo wir sonst in friedlicher Ruhe herrschten, habt dies Haus über meinem Grund und Boden erbaut, während ich und meine Gemahlin viel Geschäfte auf Erden zu besorgen hatten, daher nicht daheim waren, Euch daran zu verhindern. Da es nun aber einmal geschehen ist, kann es Euch nur Segen bringen, wenn Ihr wollt. — Erlaubt Ihr, daß wir kommen und an Euch vorüberziehen?"

„Ja! — doch Ihr müßt mir zuvor auf dieses Crucifix geloben, daß meinem Kinde kein Schaden geschieht."

„Deinem Kinde Schaden?" wiederholte er lächelnd, „o wüßtest Du nur, wer wir sind, wie würdest du Dich freuen, daß wir durch dieses Haus gehen; wir spenden Segen, wohin wir unsern Fuß setzen."

„So beschwöre das und kommt!"

„Glaubst Du mir nicht ohne Eid?"

Sie sah ihn an, legte das Crucifix bei Seite und wiederholte nur das Wort: „kommt!"

Ein helles Leuchten flog über sein Antlitz, dann verschwand er.

Nach Kurzem öffnete sich der Boden, und aus ihm tauchten, zum unbeschreiblichsten Erstaunen der jungen Frau, Hunderte solcher kleiner Gestalten

auf. Unter den Männchen, die alle erdfarbene Anzüge trugen, zeichneten sich zwölf aus, die mit Purpurmäntel bedeckt waren und auf deren Häuptern goldene, mit Perlen reich verzierte Kronen ruhten. Der zuerst Erschienene war unter ihnen. An der Hand dieser Gestalten gingen zwölf Frauen, angethan mit Gewändern, von denen eins kostbarer und herrlicher wie das andere. Dunkle Schleier umhüllten sie, doch trotzdem diese das Antlitz verbargen, sah Frau Elsa wunderbarer Weise doch eine zauberhafte Schönheit in leuchtendem Glanze hervortreten. Je länger sie an ihren Zügen hing, je aufmerksamer sie diese engelgleichen Gestalten betrachtete, desto deutlicher sah sie, wie sie schöner und schöner wurden, erblickte immer helleren Glorienschein über ihren Häuptern, sah so licht schimmernden Glanz um ihre Stirnen strahlen, wie wenn sie Diademe von seltenen Steinen trügen.

Die Männer und Frauen neigten sich alle vor der Frau Elsa, dann blieb Der, den sie kannte, an ihrem Lager stehen, unterdessen die Frauen zu ihrem Kinde gingen. Lächelnd sah er auf sie, während die zwölf Gestalten in den Schleiern die Wiege umschwebten und Frau von Ordy so vertrauensvoll und aufmerk-

sam den Kranz der wunderbar schönen Geister anschaute, die sich über ihre kleine Tochter beugten.

Stumm, wie sie gekommen, schritten Alle durch das Zimmer, dem Erker entgegen. Die junge Frau sah sie dann im hellen Mondesglanz über die Brücke ziehen und im Garten unter den Platanen verschwinden, die erst vor Kurzem dort gepflanzt waren.

Je länger sie allein blieb, desto mehr war sie geneigt, das Ganze als einen Traum zu betrachten; doch als die Wärterin kam, um nach ihr und dem Kinde zu sehen, schrie diese laut auf vor Erstaunen. Rings um die Wiege und in langen Streifen durch das Zimmer lag hell glänzendes Gold. Als sie das der Gebieterin zeigte, erkannte diese, daß es dort lag, wo jene verschleierten Frauen gewandelt waren.

Wo die Beiden an ihrem Lager gestanden, fanden sich aber zwei hell schimmernde Brillanten und zehn andere lagen noch außerdem am Boden. Dachte sich Frau Elsa auch gleich, daß diese zwölf Brillanten, die alle verschieden strahlten und mehr oder minder groß waren, die Spur der Zwölf bezeichneten, die da Kronen und Purpurmäntel getragen, so wußte sie sich doch nicht Alles zu erklären, und ließ eiligst ihren Gemahl wecken.

Ihr Erlebniß erregte sein höchstes Erstaunen, und daß das Ganze ein Ereigniß der Wirklichkeit, bewiesen ihm nicht allein Gold und Brillanten, auch eine Reihe von zwölf köstlichen Perlen, welche auf der Wiege des Kindes lag. Als sie diese staunend und entzückt betrachtete, strahlte ihr aus jeder derselben ein Wort entgegen, und diese zwölf Inschriften, die nur ihrem Auge alle sichtbar waren, lauteten:

„Liebe, Treue, Wahrheit, Ehre, Sanftmuth, Geduld, Demuth, Frömmigkeit, Milde, Barmherzigkeit, Güte, Gerechtigkeit.“

Die junge Frau zeigte die Inschriften ihrem Manne. Er konnte seltsamer Weise aber nur sechs derselben klar lesen, es waren: Liebe, Treue, Wahrheit, Ehre, Güte und Gerechtigkeit.

Man nahm die Brillanten zur Hand. Als sie diese näher betrachteten, leuchteten aus ihrem Grunde ihnen auch Inschriften entgegen, wenigstens aus den meisten dem Freiherrn. Für die er kein so offenes Auge hatte, besaß seine Frau wiederum einen klareren Blick, während einzelne ihr gar Nichts zeigten, die ihm doch so gar hell entgegenstrahlten.

Die Worte im Grunde der Brillanten hießen:

„Muth, Glaube, Kampf, Stolz, Frieden, Trost,

Verstand, Segen, Gleichmuth, Edelmuth, Sieg, Ruhm."

Herr von Ordy und seine Gemahlin fanden durch die Worte des Männchens die Bedeutung der Inschriften heraus — irrten nur in einzelnen Annahmen, wovon die Folge sie belehrte.

Sehr ergötzlich war es fortan Beiden, ihren Freunden und Bekannten die bedeutungsvollen Juwelen zu zeigen und zu bemerken, wie Einzelne, die sich oft so laut ihrer inneren Vorzüge gerühmt hatten, in den Perlen und Brillanten eben nichts Anderes, als nur kostbaren Schmuck sahen, und für so Viele ihr hoher innerer Werth gar nicht bestand.

Erst da unterließen der Gutsherr und seine Gemahlin dies prüfende Spiel, als er bemerkte, daß sein einst so leuchtender Brillant des Edelmuths das ganze Feuer verlor, und sie mit Schrecken entdeckte, daß die Perlen der Güte und Milde, der Ehre und Gerechtigkeit mehr und mehr ihren Glanz einbüßten.

Sie sahen voll Trauer ihr Unrecht ein und beschlossen fest, Perlen und Brillanten nicht mehr zu solch' unedeln Zwecken zu benutzen und sich voll Dünkel über Die zu erheben, die da kein so offenes Auge für den wahren Werth der herr=

lichen Juwelen hatten, sondern diese fortan nur zur eigenen Prüfung zu verwenden. — Hell und heller strahlten nun Kampf und Sieg, Demuth und Ehre, und der Friede nahm einen Schein an, wie sie ihn so licht noch nie bemerkt hatten.

Doch nicht allein Perlen und Brillanten wurden Beiden so segensreich für die Vervollkommnung ihrer Herzen und Charaktere, — Segen, Gedeihen folgte all' ihren Thaten. Es war, als wenn unsichtbare Kräfte ihnen beistanden und halfen, gute Geister sie schützten und über ihnen wachten. — Die Frau Elsa sehnte sich darnach, ihrem Wohlthäter zu danken, und lange ließ er nicht auf sich warten. Eines Nachts erschien er abermals in ihrem Gemach, ohne daß sie gesehen, woher er gekommen. Sie lächelte erfreut, beglückt, und er reichte ihr die Hand, indem er sagte:

„Du hast Dich ja als meine Anhängerin bewährt und wirst mir auch wohl treu durch's Leben bleiben."

„So bist Du also, was ich geahnt habe, der Muth?"

„Ich bin's, und gab die Probe, als ich wagte zu Dir zu kommen, gebe sie jetzt, indem ich Dir einen Theil unserer Geheimnisse anvertraue. Darf ich Dir meine Bitten vortragen?"

„Du hast zu befehlen — nicht zu bitten."

„Ich bitte!" entgegnete er ernst. „Ich bitte Dich, uns hier in Deinem Hause einen Saal erbauen zu lassen, der von einem Ende des Gebäudes bis an das andere reicht. Er muß nämlich sinnbildlich das weite schrankenlose Gebiet unserer Reiche darstellen, in denen wir von keiner Grenze wissen wollen. An diesen Saal sollen zwölf Stuben von gleicher Form und Größe stoßen, bestimmt für meine Frau und deren elf Schwestern. Alle diese Stuben müssen verbunden sein und außerdem von Außen einen verborgenen Eingang haben, den Du in dem Garten, der an das Erkerzimmer Deiner Wohnung stößt, anbringen lassen kannst. Unten im Hause richte aber eine große Halle ein, denn wie Du weißt, haben wir noch viele Freunde und Genossen. Auch eine Küche muß da sein für die uns dienenden Erdgeister. Ist nun das Alles nach diesen Angaben geordnet, so überlasse uns die Räume und den kleinen Garten. Du magst in diesem Hause wohnen bleiben, nur darfst Du oder irgend ein Anderer nie darnach trachten, uns zu sehen und zu beobachten! — Du erblickest ja unsere Frauen, die, wohin sie ihren Fuß setzen, eine goldene Spur zurücklassen, — eben so offenes Auge

wirst Du für ihre wunderbare Schönheit gehabt haben, die so leuchtend das tiefe Dunkel ihrer Schleier durchbricht. Der Wandel dieser schönen Gestalten ist eine Kette ununterbrochener Thaten, welche ihren Werth erhöhen, die ihnen aber doppelten Reiz geben, wenn sie dieselben im Verborgenen vollbringen! — Wo ein Aug' sie erschaut, freche Neugier sie an's Licht zieht, verlieren sie den Glanz, der als Glorie ihre Stirnen umleuchtet — ja die bösen Elemente, die sie lauernd umgeben und der Menschenbrust ihre Schwachheit abzulauschen wissen, diese treten sie gar oft zu Boden, und sterbend sinken zu Füßen Dessen, der sie verrathen hat. Wo eine Tugend aber im Menschen erstirbt, da gewinnen jene stets mit ihnen kämpfenden bösen Geister Boden und Reich. Sie bringen das Unglück mit sich. Schmerz und Verzweiflung reichen über dem Grabe der Tugend Dem die Hand, der sein Gelübde gebrochen und unrecht und sündig gehandelt hat! — Ihre finsteren Gestalten sind's nicht allein, die nun fort und fort neben ihm bleiben — ach nein, die Schaar ihrer furchtbaren Kinder drängt sich ihm überall nach. Nenne ich Dir nur einzelne, wirst Du sie fürchten und Dich hüten, sie herbeizuziehen! Da ist der Kummer, dem die Noth ihre Hand

gereicht, der Zweifel, dem die Angst und Bangigkeit auf Schritt und Tritt folgen, die Armuth und das Elend, — die Schuld und die Strafe, das Unrecht und die Sünde. O, fürchte all' diese bösen Geister und halte sie Dir ewig fern durch treueste Anhänglichkeit an die Reiche der schönen Schwestern, die Du in ihrer vollen Glorie gesehen hast.“

Frau Elisabeth von Ordy versprach dem guten Geiste, an seine Warnung zu denken und alle seine Wünsche zu erfüllen. Sie erlaubte sich nur die Frage: ob sich mit dem verborgenen Eingang, den er verlange, auch nichts Böses verbinde.

Er antwortete: „Höre mich an, und Du wirst wissen, was seine Bedeutung ist! — Du sahst den Kranz der schönen Frauen die Wiege Deines Kindes umschweben, sahst sie vor Dir sich neigen als vor ihrer Freundin, und erhieltest zwölf Perlen zu ihrer steten Erinnerung. Diese zwölf schönen Gestalten sind Töchter des Himmels, zwölf unsterbliche Tugenden, die der Geist Gottes zur Erde sandte, damit die Menschen sie sich erwürben zum Heil ihrer Seelen. Wir Könige der Erde, die wir, wie Du sahst, auch gar herrliche Kronen besitzen, haben auch gleich herrliche und wunderbar große Reiche. Wir stellten uns zur Verfügung

der Töchter des Himmels, und die schönen Kinder des Lichts nahmen unsere Führung und unsere Dienste an in den Schatten der Finsterniß, die sie hier auf Erden gar oft zu durchwandeln haben. Die Liebe fühlte sich gleich zu mir: dem Muthe, hingezogen, da sie bei ihrem Gange durch's Leben meiner nöthig erachtete. Ihre Lieblingsschwester: die Treue, wählte meinen stärksten der Brüder: den Glauben, als feste Stütze. Die Wahrheit wollte ernsten Sinnes allein durch die Welt ziehen; doch sie überzeugte sich bald, daß sie mit der reinen Sprache ihres einfachen Wortes nicht durchdrang, und trat daher an die Seite des Kampfes. Zu der lichtesten Erscheinung der Schwestern: der Ehre, gesellte sich der Stolz. Die Sanftmuth fand ihren steten Gefährten im Frieden, der Geduld reichte unser guter Bruder, der Trost seine Hand, und der Verstand einigte sich mit der Demuth. — Der Frömmigkeit aber wurde eines unserer herrlichsten Reiche, die wundervollste aller Kronen zu Theil: der Segen. Die Milde griff nach dem stillen Gebiete des Gleichmuths — die Barmherzigkeit nach dem unendlichen des Edelmuths. Mit dem mächtigsten unserer Brüder: dem Siege, verband sich die Güte, und eine

der schönsten aller unsterblichen Tugenden: die Gerechtigkeit, wurde, auf unser Aller Wunsch, — mit dem Ruhme für ewig verbunden!"

Frau Elsa horchte sinnend auf die Worte und fragte dann liebreich:

„Habe ich Recht, wenn ich vermuthe, daß der verborgene Ein- und Ausgang für die Tugenden bestimmt ist, die da im Verborgenen schreitend, an Glanz gewinnen?"

„Gewiß, und jede unsterbliche Tugend geht diesen Weg! Wo Du sie prahlerisch auftretend findest, da ist's schon nicht mehr die wahre Tugend, deren Vertreterinnen Du in den reinen Perlen hast! — Neben unserem Reiche giebt's gar viele! — ein sehr großes hat der Schein, der die Anmaßung sich auserkoren, und Beide nennen sehr Vieles Tugend, was dergleichen nicht ist. Als Zeichen der wahren Tugend gebe ich Dir die an, die da verschleiert auftritt und nicht voll Selbstbewußtsein ihre Thaten an's Licht zieht. Du sahst ja den Kranz der unsterblichen Schwestern, die so gern vereint in einem Frauenherzen wohnen, sahst sie umhüllt mit jenen Schleiern, mit denen ihre Mutter, die Bescheidenheit, alle umgeben. — Erblicktest Du trotz der Hüllen nicht ihre Schönheit — leuchtete Dir nicht strahlend entgegen der Glanz

ihrer Thaten, der als helle Glorie ihre Häupter umschwebt? — O darum ist's so thöricht, wenn die Menschen in ihrer Verblendung meinen, sie müßten diesen Glanz an's Licht ziehen, — so thöricht, wenn sie nicht wissen, was doch jeder blizzende Stein sie schon lehren könnte, daß Licht am Hellsten durch Dunkel gehoben wird. Lehre Du Deinen Kindern das, Elisabeth von Ordy, und sei überzeugt, sie sind dann angesehener bei Welt und Menschen, als wenn sie Jedem den Spiegel ihrer Tugenden vorhalten. — Und nun leb' wohl, erfülle meine Bitte und laß uns ungestört sein, wenn, ermüdet von unseren Werken auf Erden, wir hierher kommen, um unsere Feste der Freude und Dankbarkeit über neu gewonnene Anhänger zu feiern."

Frau Elsa versicherte, daß Alles geschehen solle, wie er gesagt, und ihr Gemahl ließ es auch gewissenhaft so ausführen. Der Erdgeist zeigte seine Zufriedenheit durch die Fülle des Glückes an, mit der er sie überschüttete. Die meiste Freude gewährte aber doch Herrn und Frau Ordy, wenn sie bei der Taufe ihrer Kinder unter den Pathen den Kranz der unsterblichen Schwestern erblickten, und an deren Seite hell die glänzenden Kronen

Derer schimmern sahen, welche die Tugenden sich zu ihren Gefährten durch's Leben erkoren hatten.

Das erste Mal, wo auch andere Gestalten, jenen Geistern ähnlich, durch das Zimmer schwebten, war Frau Elsa zwar ein wenig ängstlich; doch wie rasch beruhigte sie sich, als der Muth lächelnd an ihre Seite trat und flüsterte:

„Warum so erschrocken? — Du sahst doch einst so Viele mich begleiten. Waren das auch keine unsterblichen Tugenden oder mächtigen Erdgeister gleich uns, so doch liebe Genossen und gute Freunde. Die Du heute siehst, und welche uns so gern zu jedem Feste geleiten, das sind der „Scherz und Frohsinn" mit ihren reizenden Gefährtinnen: der „Freude und Anmuth." Eigentlich wollte ich Dir den Witz mitbringen, um Pathe Deines Kindes zu werden, — der hat aber zwei Begleiterinnen: „die Gutmüthigkeit und Bosheit." Ich konnte nicht voraussehen, welche von Beiden sich am Dichtesten an Deinen Knaben drängen würde — darum ließ ich sie daheim."

Frau von Ordy war mit dieser Anordnung des Erdgeistes eben so zufrieden, wie mit Allem, was er gethan. Sie erschaute künftighin in jedem seiner Begleiter nur einen Freund, der ihrem Kinde Segen bringen konnte.

Reicher Segen begleitete auch Alles, was sie thaten und unternahmen, und bis an das Ende ihres Lebens war ungetrübtes Glück ihr und ihres Gatten seltenes Erdenloos. Als sie starben, geleitete der Muth sie noch bis zur Pforte des Todes, übergab sie da seinem schönen Bruder: „dem Frieden," und der führte sie mit seiner sanften Gefährtin durch die goldenen Auen seines irdischen Reiches, das da so dicht grenzt an das lichte Thal jenes ewigen Friedens, im unendlichen Reiche Gottes.

Die Söhne und Töchter jener Ordys, die von tugendhaften Eltern erzogen, wurden als Muster aller Tugenden weit und breit bekannt. Sie gelangten in der Welt zu immer größerem Ansehen, zu immer höheren Würden, und bildeten in späteren Jahrhunderten ein eben so stolzes wie kühnes, ein eben so edles wie berühmtes Geschlecht. In heiliger Treue, in tiefer Ehrfurcht hielten sie das Erbe der frommen Ahnfrau ihres Hauses: jenes dem mächtigen Erdgeiste abgelegte Versprechen.

Niemand störte das stille Walten Derer, die da, im Verborgen wirkend, am Schönsten handeln, und Segen folgte ihrem beharrlichen Ausdauern. Da endlich, nach langen Jahrhunderten, übermannte einen Ordy die Neugier, und er ver-

mochte nicht mehr den Wunsch zu bewältigen, in nächster Nähe den Kranz der unsterblichen Schwestern zu erschauen. Er drang eines Tages durch den verborgenen Gang in das öde Haus. Auf dessen Schwelle trat ihm eine verschleierte Gestalt entgegen, die bei seinem Anblick einen lauten Wehruf ausstieß und sterbend zu seinen Füßen sank. Ein tausendstimmig Echo folgte ihrem Schrei. Entsetzt, verwirrt stürzte er vorwärts, gelangte in den Saal, und sah dort die letzten der Geister weinend, wehklagend verschwinden. Rauchflammen stiegen auf, vernichteten die Stätte ihres stillen Glückes, und über den verwüsteten Trümmern stiegen zwei schreckliche Gestalten auf. Sie nannten sich „Schmerz und Verzweiflung," reichten dem Wortbrüchigen ihre Hand und blieben an seiner Seite fort und fort.

Ob nun auch die Nachkommen jenes Unglücklichen das Haus wieder in derselben Weise aufbauen ließen, — die guten Geister schienen die Stätte zu meiden, und kein Ordy stand mehr unter ihrem segensreichen Schutze. Unglück über Unglück verfolgte sie — ihr Reichthum, ihr Ansehen schwand im Lauf der Zeiten, selbst das Stammhaus ihrer Familie kam durch jene Verkettung von Umständen in andere Hände, und endlich wurde

das ganze, einst durch's Westfalenland so weit verzweigte Geschlecht, nur noch durch Einen: durch den Freiherrn Willibald von Ordy vertreten.

Das Landvolk in Westfalen, das der alten Familie noch treu anhing, knüpfte an die edle, einfache, echt ritterliche Erscheinung dieses letzten Ordy, den es von Zeit zu Zeit in den stillen Gegenden seiner einstigen Heimath auftauchen sah, den festen Glauben, der allgemach zur überall verbreiteten Sage wurde: daß Willibald von Ordy seine Familie wieder zu altem Glanz, zu altem Ansehen bringen würde, wenn er, wie sein edler Vorfahr, bei Wahl einer Gattin einzig jene unsterblichen Tugenden berücksichtige, die Elisabeth Lübenhausen, die Stammmutter seines Geschlechts, geziert hatten.

Fünftes Kapitel.

Jene sich an das freiherrlich Ordy'sche Geschlecht knüpfende Sage wurde, wie stets bei Engernförder Erntefesten, auch im September 1855 in allen Grottenstuben verhandelt, wo das dritte Dutzend Tassen Kaffee in Angriff genommen war. Die Lesarten und Ansichten, ob es für den letzten der Ordys möglich sei, eine Frau in dieser bösen Welt zu finden, die jene Tugenden alle in sich vereine, waren eben so getheilt und verschieden, wie über den Punkt: welche der unsterblichen Schwestern die Erde verlassen habe. Neugierig blickten bei den Auseinandersetzungen stets Alle nach den auf die Tapeten gemalten verschleierten Gestalten, welche die „Ulkenfruen" vorstellten.

Wir erwähnten bereits, daß der Westfale jede Erscheinung des Geisterreichs mit „Ulk" bezeichnet. Die Frauen der Geister hießen daher Ulkenfruen;

„Ulkenbolde" nennen sie selbst die heiteren, fröhlichen Menschen, die ein neckisches Wesen haben.

In der einen Grottenstube war die Verhandlung über die von der Erde entschwundene Tugend besonders laut. Da erklärte auch plötzlich ein junger Bauer, der den dritten Korb von einer reichen Wittwe erhalten, die nicht wieder heirathen konnte, ohne ihr ganzes Vermögen zu verlieren: „Die Liebe, die Liebe ist in der Welt erstorben, und mit ihr der Muth!"

„Die Liebe," wiederholte eine junge hübsche Dirne lachend, welche seit einigen Wochen Braut war, „o nein, die Liebe lebt, das kann ich Euch versichern."

„Ja, die Liebe lebt, aber die Treue starb!" flüsterte leise eine Andere, deren Schatz sich kürzlich mit einer Freundin von ihr verheirathet hatte.

„Die Gerechtigkeit ist todt!" schrie ein hinzutretender Bauer, welcher am vergangenen Tage die Nachricht erhalten, daß er seinen Prozeß verloren. „Wo ist noch Gerechtigkeit in der Welt?"

„Und die Güte ist auch gestorben!" rief ein kleiner Knabe, und motivirte seine Behauptung durch das schlagende Argument, daß sein Vater ihn täglich prügele.

„Jeder behauptet den Tod einer Tugend nach

seinen Erfahrungen," sprach jetzt eine alte verständige Bäuerin, die zugleich die Leute gern ein wenig neckte, „darum wär's doch wohl das Beste, wir besiegten unsere Furcht vor den Ulkenfrauen und wünschten, jene Schöne dort in der Grotte träte in Wirklichkeit heraus und sagte uns, wer von den zwölf Schwestern gestorben ist."

„Nä! — Nä! — Um des lieben Heilands willen nich!" rief die ganze Versammlung im Chore. Es war Keiner, der nicht ein wenig ängstlich auf die dunkle Grotte in der Tapete sah.

„Wir wollen keine Ulkenfrue!" lautete der entschiedene Nachsatz Mancher, indem sie sich mit leichtem Schauer von der dort gemalten, tief verschleierten Frau des Erdgeistes abwandten.

Wer beschreibt daher das Entsetzen der guten Leute, als im selben Augenblick ein seltsam Geräusch ertönte, leichte Tritte hinter der Tapete hörbar wurden, dann die Grotte sich langsam öffnete und eine verschleierte Frauengestalt sich licht und glänzend von dem tiefdunkeln Hintergrunde des verborgenen Ganges abhob. Sie schlug die Umhüllung des Kopfes zwar rasch zurück, ließ dabei aber ein Antlitz von so wunderbar leuchtender und zugleich fremdartiger Schönheit sehen, daß der Eindruck, sie sei ein überirdisch Wesen,

im ersten Augenblick in all' Denen vorherrschend war, die sie erstaunt, entsetzt anstarrten.

Auch ihre Tracht war außergewöhnlich. Ein Kleid von maisgelber indischer Seide, reich mit farbigen Blumen und Blüthen durchstickt, umgab ihre jugendlich schöne, große und schlanke Gestalt. Auf ihren dichten schwarzen Haaren, die in mehr ungeordneten losen Wellen als künstlichen Locken bis auf den stolz gehobenen Nacken fielen, thronte ein kleines, seltsam geformtes Diadem von Muscheln und Korallen, und ein gleich fremdartiger Schmuck zierte Hals und Arme. Das Ganze umfloß das weiße weiche Gewebe eines goldgestickten Burnus, der, zum Theil um den Kopf geschlungen, anfangs das Bild der Frau eines Erdgeistes so sehr vervollständigte, daß mit dem Ausrufe: „Ae Ulkenfru, ä Ulkenfru!" Alles aufsprang und davonlief. Diese Abergläubischen und Aufgeregten würden in dem Saale arge Verwirrung angerichtet haben, wenn mit ihrem Erscheinen nicht der auffordernde Tusch der Musik zusammengefallen wäre, der Alles, was Füße hatte, zum Tanze rief.

Die vermeintliche Ulkenfrau war niemand Anderes als Barbara von Eschen. Von dem plötzlichen Gedanken durchzuckt, Karl von dem Vor-

gefallenen zu benachrichtigen und mit ihm zu berathen, hatte sie den einzig möglichen Weg erwählt, zu ihm zu gelangen. Der verborgene Gang war ihr seit der Kindheit Tagen bekannt, ihrem phantastischen Sinne auch stets lieber wie der geradeste Weg gewesen und mit besonderer Freude an dem Tage von ihr betreten worden.

Wie ernst auch gestimmt durch den Sturm der vergangenen Stunden, ihr elastischer Geist fand sich augenblicklich in die Situation, und über ihr beweglich schönes Antlitz flog ein Sonnenstrahl des Lächelns, gleich dem Sonnenglanz nach Gewitter, als sie erkannte, was die Leute in ihr vermutheten. Den Fortstürzenden mit ihren großen, hell leuchtenden Augen nachblickend, rief sie ihnen mit ihrer so frischen, klangvollen Stimme zu:

„O un Ach übber disse ahlfanzigen Lüe, mich, das Frölen Barbara ut dä Strickschulen, für ä Ulkenfru tu hahlen!“

Sie hatte das beste Mittel gewählt, die Eilenden zu bannen. Der glücklich nachgeahmte Stimmton aus Westfalens Volkssprache besaß zu viel Anheimelndes für die guten Bauern, als daß sie nun noch hätten denken sollen, es sei eine wirkliche Ulkenfrau, die da ihr Plattdeutsch redete. Erstaunt blieben sie [illegible] sie

Einzelne, da erkannten sie hauptsächlich die Kinder aus der Strickschule der Commerzienräthin, und als diese sich an sie drängten, war's aus mit der blinden Furcht der Erwachsenen.

„Ja, wä sind ahlfanzig (dumm), daß wir Sä nich an Aehre schwarten Ogen wiedererkannten!" riefen Einige.

„Sonne Brombeeren von Ogen hat doch kei anneres (anderes) Menschenkind!" sagten Andere, und Barbara lachte jetzt hell und fröhlich über die Complimente, die man ihren dunkeln Augen machte.

Wie man sie einige Secunden zuvor gemieden, so suchte man sie jetzt. Alle Furcht war beseitigt, trotzdem sie in neckischem Uebermuth den Burnus um das Haupt schlang und die Rolle fortzusetzen suchte, die der erste Schreck ihr gegeben. Das Gedränge um sie wurde so dicht, daß ihre schöne Toilette in Gefahr kam und sie, um diese zu retten, auf eine der Bänke sprang. Das Beispiel fand Anklang; doch kaum öffnete sich eine Lücke in dem Knäuel, so war sie mit behendem Sprung wieder unten am Boden und gelangte unter den Ausrufungen der Bauern: „Sä is ä ächte Ulkenbold!" glücklich in dem Saale an.

Die Ersten, die ihr dort entgegentraten, waren Karl und Elise Reichhardt.

„Du hier, Du gekommen!" wurde mit freudigem Ton, mit dankbarem Blick gesagt.

Die Flammen jener tiefen Purpurröthe, die stets wie leuchtende Gluthen auf dem sonnigen Glanze ihres goldbraunen Teints lagen, erblichen, als sie die strahlenden Augen ernst auf Beide richtete und mit gepreßtem Ton flüsterte:

„Ich bin heimlich gekommen — ich sollte nicht! — sie wissen Alles — und — — sind außer sich. — Es war schrecklich, furchtbar!"

Als der Freudenschein in Karl's Antlitz bei den Worten des Mädchens schnell erstarb, Elisens Gesicht eine tödtliche Blässe überzog, da fuhr sie hastig fort:

„Aengstigt Euch nicht — ich will schon mit Beiden fertig werden, und könnt Ihr, so verschweigt's Euren Eltern, daß ich eine böse Scene gehabt habe."

„Was werden sie sagen, daß Du hier bist!" rief Elise aufgeregt und fuhr dringend fort: „Geh' lieber zu Hause, beste Barbara, Du machst es schlimmer durch Trotz."

„Wieder gehen? — nein! — sie mögen, wenn

sie's erfahren, daraus ersehen, daß ich entschieden bin und sie nicht fürchte."

„Elise hat recht, Du mußt wieder fort, Barbara!" sprach Karl lebhaft.

„Das sagst Du — das kannst Du sagen — wollen?" fragte sie heftig und vorwurfsvoll.

„Weil's zu Deinem, zu unserem Besten ist, Barbara! — Wir erzürnen sie zu heftig. Ich rede morgen mit Beiden! o, laß uns nur kurze Zeit noch vorsichtig sein, nur noch heute, Geliebte."

Elise wandte sich ab, da sie ihren Bruder auf dem Wege des Rechtes sah und sich bewußt ward, daß die Leidenschaft ihn nicht verblendete; Barbara trat ihm einen Schritt näher und sagte kaum hörbar:

„Karl! Karl! ich hab's manchmal gefürchtet, daß Deine Liebe nicht so tief ist, wie die meine, und jetzt erkenn' ich, daß ich recht habe. Während ich darauf brenne, mit Dir zu reden, schickst Du mich fort."

„Barbara!" rief er schmerzlich, „wie kannst Du meine beste Absicht verkennen. Ich bat Dich, zu gehen —"

„Ich gehe ja schon!" sagte sie mit vor Schmerz erstickter Stimme und wandte sich der Grottenstube zu.

„Nein, nicht so — nicht so, Barbara! in Groll darfst Du nicht von mir scheiden — ich ertrüg' es nicht."

Sie eilte trotz des flehenden Tones voran, sie fühlte den Schmerz, fortgeschickt zu werden, zu lebhaft, als daß ihre erregte Seele in diesem Momente noch für irgend einen andern Gedanken oder Eindruck Raum gehabt hätte. Was hatte sie Alles gewagt mit ihrem Kommen! — wie hatte sie sich gefreut, als sie glücklich die Schwierigkeiten des verborgenen Einganges überwunden. Nun sollte auch das Nichts sein, — sie gehen, ohne ihn gesprochen zu haben. Nein, das konnte, das durfte nicht sein! sie wandte sich zurück, sie flehte leidenschaftlich!

„Laß mich hier bleiben! — heiß' mich nicht gehen, Karl!"

Karl ergriff ihren Arm und geleitete sie nach einer der Grottenstuben, die jetzt leer waren.

„Barbara!" sprach er weich, zärtlich und eindringlich, „ist's so, wie Du sagst und wie ich heut' Mittag fürchtete, als Dein Bruder so plötzlich und unvermuthet hier eintraf, glaub' doch, dann ist's besser, Du fügst Dich ihren kleinen Anordnungen. Du würdest Alles verderben, wenn Du bliebest und ihnen Grund gäbest zum Tadel."

„Und Du, Karl, verdirbst zwar Nichts durch Deine Vorsicht, als mir — die Freude an diesem flüchtigen Wiedersehen — doch, Du — bringst uns dadurch um die wenigen Stunden ungetrübten Glückes, die wir jetzt genießen könnten, wo sie mich nicht vermissen. — O, glaube mir, daß die Augenblicke unseres Beisammenseins gezählt sind, — sie wollen uns ja trennen — sie wollen uns bald trennen."

„Auf kurze Zeit vielleicht noch, Geliebte!"

„Ach, daß Dir doch die Zeit, wo wir getrennt sind, immer kurz erscheint."

„Glaubst Du das wirklich, Barbara? — wär's möglich, daß Du das nur eine Secunde zu denken vermöchtest?"

Sie sah ihn an, sah in die Augen, die so ernst und traurig, aber voll Liebe und Treue an ihr hingen, und indem wieder jenes, ihren beweglichen Zügen einen so wunderbaren Reiz verleihende helle, sonnige Lächeln ihr Antlitz verklärte, rief sie hastig: „Nein, Karl, nein!"

„Gott sei Dank!" sagte er aufathmend und trotz des traurigen Beisammenseins voll Glück, voll Seligkeit auf sie schauend.

„Vergieb mir nur alle meine thörichten Worte!" bat sie weich und innig, „verzeih mir um des

Wehes, das ich erduldet, um der Angst und Sorge willen, die mir fast das Herz zerrissen! Ach, Karl, ich schrieb's Dir schon, wie's mich beängstigt, meine Mutter so fest an engherzige Vorurtheile ihres Standes geschmiedet zu sehen — ich sagte Dir stets, ich fürchte dann so Vieles — bange um Alles! — Und jetzt! — ach, jetzt ist's doppelt schlimm, weil Werner da ist. Sie hat heute Dinge angeführt, so barok, so seltsam, daß diese Ideen doch Alles übersteigen, was ich je an vorurtheilsvollen Meinungen von ihr gehört. Weiß ich nun auch, daß das unter dem Einfluß meines Bruders gesprochen wurde — so weiß ich doch nicht, was ich thun soll, um mich jetzt diesem Einfluß zu entziehen — wie ich ihnen entrinnen kann, da ich die Tochter meiner stolzen Mutter, die Schwester dieses hochmüthigen Bruders bin."

„Das kannst Du eben nicht, Barbara, und sollst es auch nicht. Darum bitt' ich Dich, Geduld zu haben. Schleudern wir Pulverminen in die Flammen ihres Zorns, ist Alles vorbei; wir müssen ihren Vorurtheilen mit Ruhe begegnen, wir müssen mit Muth ausdauern, wenn es zum Kampfe kommen sollte."

„Er wird nicht ausbleiben, dieser Kampf wird eher anbrechen, wie Du denkst."

„Nun, Barbara, dann Muth! — Muth, Geliebte, und — Ruhe! — Beides wird uns helfen, unser Ziel zu erreichen."

„An Muth fehlt mir's nicht, Karl, doch Ruhe — ach, ich habe sie nicht, werd' sie nimmer haben."

Barbara hatte recht, Ruhe war ihr fremd, Ruhe lag ihr fern. — Das Schicksal nimmt leider nicht immer auf die Begabungen der Natur Rücksicht, schreitet schonungslos voran, streut auf mancher Menschen Lebensweg mehr Dornen als Rosen, und auf diesen rauhen Pfaden der Welt eignet sich der Geist Vieles an, von dem das Herz einst wenig verstanden und dem der Sinn sich lange, lange nicht hat beugen wollen.

Sechstes Kapitel.

Wie einst nach frohem Festtage auf dem Mönchhofe, hatte Dagobert Reichhardt auch die Nacht, welche der Engernförder Erntefeier folgte, schlaflos, ruhelos verlebt. Vierundzwanzig Jahre zuvor war's die Vernichtung seines eigenen Lebensglückes gewesen, die ihn rastlos umhergetrieben, und — endlich angetrieben, über den Trümmern desselben ein neues zu gründen — jetzt ließ der Gedanke an das auf dem Spiele stehende Lebensglück seines Sohnes ihn keine Ruhe finden. Immer und wieder fragte er sich, wie dessen Zukunft sich gestalten würde, wenn die Gegenwart ihm die Erfüllung des größten und höchsten Erdenwunsches versage. Schwer fiel der Umstand in die Wagschale seiner Gedanken, als er berechnete, daß er zu jener Zeit an Jahren fast zehn mehr gezählt wie jetzt sein Sohn, daß er an

Erfahrungen indessen sicher um zwanzig älter wie Karl gewesen war! Er also Mann in der vollsten Bedeutung des Wortes, Jener ein Jüngling, dem das Leben bisher nur Rosen geboten und Nichts von Wolken und Stürmen gezeigt hatte.

Um wie viel mehr belastete sich daher das Herz des Vaters mit Kummer und Sorge, als sein Sohn in der Frühstunde des nächsten Morgens in sein Zimmer trat, ihm seine Liebe, seine Wünsche, seine Hoffnungen gestand, der Befürchtungen so gar wenige in ihm waren, und Karl ihn dann fragte, ob er Etwas dagegen habe, wenn er noch in dieser Stunde die Baronin Eschen um die Hand ihrer Tochter Barbara bitte.

Karl trug den Brief bereits bei sich, worin er die Baronin in einigen dringenden Worten um baldige Unterredung ersuchte. Wie ihn von Seite seines Vaters Nichts entgegengestellt wurde, bewies, daß derselbe jenen Brief gleich abschickte. Nach wenigen Minuten kam ein an Karl Reichhardt adressirtes Schreiben zurück, es enthielt — seinen uneröffneten Brief.

Jetzt schon fand Dagobert die Zeit geeignet, Karl's Hoffnungen herabzustimmen und ihn zu bitten: seinen Jahren voraus zu handeln und jenes Geschick, das seinen Jugendtraum vernichte,

als Mann zu tragen! — Wie er aber gefürchtet, so kam's! — Alles prallte an dem Felsen des Jugendmuthes, der Jugendhoffnung ab; Beides war noch zu mächtig im Herzen des Jünglings, und in seiner unverdorbenen Seele war noch kein Raum für die traurigen Erfahrungen des Lebens. Der Glaube an Welt und Menschen, das Vertrauen auf Beide war in Karl noch zu groß, er vermochte sich nicht vorzustellen, daß elendem Vorurtheil das Glück zweier Wesen zum Opfer fallen könne.

„Sprich Du denn für mich, Vater!" rief er flehend, „lege Du Der, die Du ja so lange kennst, meine Wünsche an's Herz, bitte für mich, und Du wirst sehen, sie giebt nach, denn sie ist ja so gut, — kann nicht so hart sein, wie Du glaubst."

So lautete des Sohnes Flehen, des Jünglings Hoffnung; so lautete auch Barbara's leidenschaftliche Bitte, als sie endlich dem wachsamen Auge des Bruders entschlüpft, abermals durch den verborgenen Gang ungesehen in die Wohnung des Commerzienraths gekommen war.

Gegen Mittag erhielt Dagobert Zutritt bei Frau von Eschen. Sie hatte ihm auf seine

schriftliche Bitte freundlich erwiedert, wie es auch ihr größter Wunsch sei, ihn zu sprechen.

Adelgunde empfing den Commerzienrath nicht wie sonst, auf dem Sopha liegend. Sie trat ihm zu seiner unbeschreiblichsten Ueberraschung mit lebhaftem Schritt entgegen, und ihre sonst meist so schlaffen Züge zeigten einen Abglanz jener tiefen inneren Erregung, welche ihrem zarten Antlitz in der Jugend einen so wundersamen Reiz verliehen hatte. Mit derselben Anmuth und demselben Lächeln, wie sie den Freund ihrer Jugend stets begrüßt, hieß sie ihn auch heute willkommen. Sie reichte ihm mit jener Zuversicht und Vertrauen im Blick, wie sie ihm immer die Hand gegeben, auch jetzt ihre Rechte und rief mit der Lebendigkeit, die ihn mächtig an frühere Tage mahnte:

„Gott sei Dank, Dagobert, daß Sie gekommen sind. Nun hoffe ich, soll noch Alles gut werden."

„Und ich danke Ihnen, Frau Baronin, daß Sie mich nicht ähnlich behandelt, wie meinen Sohn —"

„Ich konnte nicht anders — ich konnte kein Wort von ihm lesen, konnte nicht mit ihm reden! — Er hat einen Schmerz und Jammer über mich und meine Kinder gebracht, wie ich nicht gefaßt

war, solches durch ein Mitglied dieses Hauses zugefügt zu erhalten, in dem das Oberhaupt der Familie mir so hohe Begriffe von seiner Ehrenhaftigkeit und Gastfreundschaft beigebracht. O Dagobert, schweigen wir von Ihrem Sohne, von ihm, der Recht, Gesetz und Ehre nicht geachtet — der das Vertrauen und die Freundschaft in unwürdigster Weise gemißbraucht hat!"

„Das kann ich nicht! — ich stehe einzig als sein Abgesandter vor Ihnen, sage als Vater aber — auch Richter, daß sein Vergehen in der Stärke eines Gefühls liegt, dem einst Niemand mehr Würdigung gezollt hat, wie Sie, gnädigste Frau, und für dessen dadurch herbeigeführte Fehler eben nur die Entschuldigung zu finden ist in der Macht und Gewalt dieser Gefühle, die oft größer ist als die Vernunft und das Recht."

„So sind wir doch wenigstens darüber einig, lieber Commerzienrath, daß Ihr Sohn Unrecht begangen hat, ein Kind zu einem Gelöbniß zu veranlassen, ein so junges Mädchen zu bewegen, Jahre lang heimlich für seine Braut zu gelten?"

„Ich kann leider nicht bestreiten, daß er besser gethan, Beides zu unterlassen."

„Und ich, Dagobert, ich will Alles thun, was ich kann — ich will ihn nicht verdammen."

„Ist das wirklich das Einzige, was er bei Ihnen erreichen kann, Frau Baronin?"

„Das Einzige — und dieses auch nur — aus Rücksicht gegen Sie!" — — —

Dagobert ging durch's Zimmer mit raschem Schritt und trat einen Augenblick an's Fenster.

„So kann ich nicht fort gehen!" rief er nach kurzer Pause mit gepreßter Stimme.

„Das sollen Sie auch nicht, Dagobert! — ich bitte Sie herzlich, mich anzuhören, ich habe das Wichtigste Ihnen noch zu sagen, noch viel mit Ihnen zu besprechen."

Er nahm ihr gegenüber Platz, sie fuhr fort:

„Sie kennen meine Vergangenheit! — Wie ich in meiner Jugend die Grothen'sche Familie gekränkt und beleidigt, wie ich Vieles — eine schwere Schuld diesen vortrefflichen Verwandten zu vergüten habe —"

„Verzeihung, Sie zu unterbrechen; doch ich muß bemerken, daß ich von solcher Schuld Nichts weiß, daher um Erklärung derselben bitte, wenn sie als etwas Wesentliches in der Sache gilt."

Ein helles Roth färbte ihr Antlitz, Ungeduld, Verlegenheit stritten sich um den Ausdruck in ihren Zügen. Er ersah aus Allem, daß sie nach einem wohl einstudirten Concept sprach, nach gefaßtem

Plan handeln wollte, sein Einwurf ihr unbequeme Störung war, und fragte darum rasch, wenn auch mit merklicher Kälte.

„Frau Baronin, wünschen Sie, daß ich Sie ohne jeden mir gerecht erscheinenden Einwand anhöre, dann bitte ich: mir solches nun gefälligst anzudeuten, und meines rücksichtsvollsten Schweigens versichert zu sein."

„Gewiß nicht!" entgegnete sie mit aufflammender Heftigkeit — „ich gestehe nur, überrascht dadurch zu sein, daß Sie bestrebt sind, Thatsachen hinweg zu läugnen."

„Darf ich fragen, welche?"

„Meine Schuld gegen die Grothen'sche Familie."

„Ich bemerkte nur, sie nicht zu kennen. Es ist Wahrheit."

„O nein, das ist Spitzfindigkeit, und — diese Ihrer unwürdig. Sie wissen recht gut, was ich meine."

„Ich könnte es vielleicht jetzt vermuthen, würde aber immer gegen den Ausdruck „Schuld" opponiren; doch — fahren Sie fort, Frau Baronin, da Auseinandersetzungen uns zu keinem günstigen Resultat zu führen scheinen."

Sie war unverkennbar froh, das Wort wieder zu haben, und fuhr fort mit jener Hast und Ueber=

stürzung, die so leicht und fast immer von all' Denen als Mittel, zum Ziel zu kommen, angewendet wird, die da nur schnell Alles gesagt und ihre Worte nicht in ruhige Ueberlegung gezogen sehen wollen; die da recht gut wissen, wie grundlos jede ihrer Beweisführung, wie wenig stichhaltig alle ihre Behauptungen sind. Sie sagte:

„Ich habe schwere Schuld zu sühnen, habe Unrecht gethan, auch wenn Sie es nicht zugeben wollen! — Erweckte ich nicht durch meine Reise nach Haus Dalborn die gerechtesten Hoffnungen? — Gab ich nicht Allen Grund, zu glauben, daß ich mich ihren Wünschen und Plänen gefügt? — Und am Vorabend des Tages, wo, wie ich recht gut wußte, meine Verlobung mit Clemens gefeiert werden sollte, täuschte ich da nicht Alle, indem ich mich mit Theobald von Eschen verband? — Sagen Sie doch selbst, ob nicht der Schein der Lächerlichkeit auf Alle gefallen wäre, wenn sie nicht gute Miene zum bösen Spiel gemacht und sich in meine Heirath gefunden hätten? Wäre nicht Clemens Zeit seines Lebens als ein von einem jungen Mädchen Düpirter angesehen worden? Ach — ach, damals hab' ich das Alles nicht berechnet, doch später hat mich oft dies Unrecht gedrückt. Und wie edel benah-

men sich Graf Baldamus und der gute Clemens, wie erleichterten sie mir durch ihre Milde und Rücksicht meine Stellung der erzürnten Tante gegenüber. Selbst die reichlichsten Geldmittel stellten sie zu meiner Verfügung, als Tante Cordelie mir weder Aussteuer, noch einen Groschen Geld gab. Nahm ich auch ihre Unterstützung nicht an, da Sie mir ja Hülfe zugesagt, so muß ich es doch anerkennen, daß sie mir auch von Denen geboten wurde, die ich so bitter beleidigte. Ich bin der Grothen'schen Familie daher Dankbarkeit schuldig, ich habe die heiligste Verpflichtung, ihnen ihre große Güte gegen mich endlich zu vergelten.

In diesem Augenblick, als Adelgunde mit hoch pathetischem Ton und zum Himmel erhobenem Blick von Dankbarkeit, von Vergeltung sprach, da war's zum ersten Mal, daß in Dagobert Reichhardt der Gedanke auftauchte: wie die Baronin von Eschen mindestens eben so große Verpflichtungen gegen ihn habe, und wenn sie mit der Hand ihrer Tochter sich dieser entledigen wolle, so vielleicht Der, den Barbara liebte, heiligeres Anrecht an die Dankbarkeit der Mutter habe. Rasch, wie dieser Gedanke gekommen, schwand er aber auch wieder aus seiner Seele, denn einmal besaß er zu viel Edelmuth und Aufopferungs-

fähigkeit, um bei erzeigter Wohlthat Anspruch auf Belohnung zu machen, anderntheils auch zu viel Stolz, einen zu gerechten Stolz auf seinen Sohn, als daß es ihm genügt hätte, ihn nur aus Dankbarkeit die Hand eines Mädchens erringen zu sehen, wo Alles doch dazu berechtigte, Karl mit Freuden als Bewerber zu empfangen.

Wie unbeweglich nun auch Dagobert's Antlitz unter diesen verschiedenen Eindrücken geblieben, Adelgundens eigenes Gefühl hatte ihr plötzlich laut und mit mächtiger Stimme die größeren Verpflichtungen zugerufen, die sie gegen ihn hatte. In ihrem Herzen tönten auch plötzlich die Worte Barbara's wieder, die Dagobert den Retter ihrer Ehre genannt. — Klar, deutlich, mit Flammenzügen stand vor ihr, wie er gegen Sie gehandelt seit ihrer Kindheit, wie er ihr so treu geblieben durch's lange Leben. Wäre sie nicht solche engherzige Aristokratin, er nicht einst Diener ihres Hauses gewesen — sie hätte vielleicht vermocht den Gedanken zu fassen: Barbara mit Karl vereint zu sehen — so — unmöglich! der Preis war zu hoch! — Ihr stolz aristokratischer Sinn sträubte sich dagegen, ihre Tochter — die des geliebten verstorbenen Gatten, als Frau eines Mannes zu sehen, dessen Verwandten einst alle

ihrer Familie dienstbar gewesen — Barbara als Gattin des Fabrikanten auf dem Mönchhofe zu wissen, während ihre Cousine den nahen Stammsitz des Dalborn'schen Geschlechts bewohnte.

Sie hielt Dagobert auch selbst zu vernünftig, den Abstand nicht zu kennen, der Beide trennte, und war überzeugt, daß ihn momentan nur die Verhältnisse verwirrt, eine Ehe unter ihren Kindern für möglich zu halten. Um alles Weitere, wie sie wähnte, hierdurch abzuschneiden, fuhr sie mit jener sie so wohl kleidenden Ruhe und Würde fort:

„Durch eine außerordentlich glückliche Verkettung von Umständen hat sich mir Gelegenheit geboten, der Grothen'schen Familie meine Dankbarkeit zu beweisen. Graf Eberhard, der Bruder des Mannes, den ich nicht allein verschmäht, sondern auch hintergangen habe, liebt meine älteste Tochter. Ohne Barbara seine Gefühle zu verrathen, hat er bei mir offen, ehrlich um sie geworben, als er damals hier war — mich gefragt: ob er hoffen dürfe, wenn er zurückkehre, sie sein zu nennen. — Ich habe in Anbetracht alles dessen, was ich seiner Familie schuldig bin, in richtiger Würdigung seiner Stellung und Verhältnisse, mit

Freuden mein Wort verpfändet und Barbara ihm verlobt."

„Ohne Ihre Tochter zu fragen?" — sagte Reichhardt ernst.

„Sie ist meine Tochter — ich habe freie Verfügung über ihre Hand!" entgegnete sie scharf, und leicht gereizt über den einfachen und so schlagenden Einwurf.

Dagobert ließ sich dadurch nicht beirren, und sprach ruhig:

„Mich wundert Ihre Handlungsweise nur deshalb, Frau Baronin, weil ich Ihr Schicksal — Ihre Vergangenheit kenne, weil ich weiß, wie Adelgunde von Dalborn einst über derartige Verbindungen dachte."

„Ich war damals so jung — so unerfahren —"

„Erfahren genug aber, Ihren eigenen Weg zu verfolgen und — Ihrer Liebe treu zu bleiben. Vielleicht ist's Erbtheil der Mutter, daß Fräulein Barbara die freisinnige Ansicht hat: auch dem eigenen Herzen folgen zu wollen, und eine Heirath nur aus Liebe schließen."

Noch lebhafter, noch heftiger rief Adelgunde:

„Bis gestern wußte ich Nichts von Barbara's Neigung. Als Graf Grothen um sie warb, glaubte ich also um so fester, ihres freien Herzens sicher

zu sein. Sie hatte von Kindheit auf in dieser tiefen Einsamkeit bei mir gelebt, sie war meiner Ansicht nach mit Niemand zusammengetroffen, der meinen Wünschen ein Hinderniß entgegenstellen konnte."

„Da Sie nun aber jetzt wissen, daß sich gerade in dieser Einsamkeit und steten Abgeschlossenheit ihres Lebens die Liebe fester, inniger zu Dem gestaltet hat, dem sie schon als Kind freudigen Herzens ein Versprechen der Treue gegeben, wollen Sie da trotzdem dabei beharren, Fräulein Barbara mit Graf Grothen zu verbinden? — wollen Sie so handeln, gnädigste Frau, wie man einst gegen Sie zu handeln beabsichtigte? — ich kann's nicht glauben!"

Adelgunde schwankte eine Minute, was und wie sollte sie antworten, — kalt, stolz, ruhig dem begegnen, was ihr als Anmaßung erschien, oder bittend, demüthig gegen Den auftreten, der ihr noch nie einen Wunsch verweigert hatte. Sie wählte das Beste, als sie sanft antwortete:

„Dagobert, ich kenne kein größeres Glück, als Barbara einst die Stelle auf Haus Dalborn einnehmen zu sehen, die ich einst verschmäht habe! — und Sie, Dagobert, — lieber Dagobert! — der Sie mich seit meiner frühesten Kindheit ver-

wöhnt haben, alle — selbst meine kleinsten Wünsche zu erfüllen, — der Sie mir ja nie eine Bitte abgeschlagen, immer Nachsicht selbst mit meinen Schwächen, meinen Thorheiten gehabt haben, — wollen Sie mir jetzt entgegen treten? — wollen Sie, zum ersten Male in Ihrem Leben, jenem schönen Edelmuthe gegen mich untreu werden? — Sie waren ja nicht allein der Retter meines Lebens, auch jetzt der meiner Ehre, — Sie waren einst der Gründer meines Glückes, jetzt auch der treue Helfer in der Noth! O Dagobert, ich bitte — ich flehe Sie an: halten Sie jenes Wort, das Sie mir einst in der Jugend gegeben — sein Sie mein Freund, trotz meiner Fehler, — sein Sie mein Freund — bis zum Tode! — Verbieten Sie also Ihrem Sohne jede so nutzlose Annäherung an Barbara, sagen Sie ihm, daß sie verlobt ist und nie die Seine werden kann! — Bringen Sie mir noch dies eine Opfer, und Sie, der Sie die Dankbarkeit des Kindes, — des Mädchens, — der Frau genossen haben, Sie können dann auch zeitlebens auf die der Mutter rechnen."

Dagobert erschütterten Blick, Ton, Wesen mehr als alle Worte. — Einige Secunden beherrschte ihn das Gefühl, das stets so mächtig für die Geliebte seiner Jugend gesprochen. Er war aber

nicht mehr jung genug, um einzig dem Gefühl zu erliegen. Der Verstand — dieser klare, vielgebrauchte und geschärfte Verstand, trat in Kampf mit jener alten Macht des Herzens, die er nur mühsam bewältigt, und ruhig, ernst, eindringlich fragte er, während sein Blick sich fest und forschend auf sie richtete:

„Frau Baronin, wenn statt meines Sohnes irgend ein Mann der vornehmen Welt — ein Mann von Rang, Stand, Geburt, jetzt um die Hand Ihrer Fräulein Tochter würbe und sie diesen liebte, wie sie meinen Sohn liebt, würden Sie dann — nicht einen Ausweg finden, Ihr Kind vor dem Elend einer Heirath ohne Liebe zu bewahren?"

Adelgunde konnte darauf nicht, ohne die Wahrheit zu verletzen, „nein" sagen; zur Lüge war sie stets im Leben zu stolz gewesen. — Sie schwieg und ein flüchtiges, aber flammendes Roth antwortete für sie.

Dagobert's Blick ruhte zu fest auf ihr; er kannte dieses Gesicht zu gut, um nicht darin die geheimen Gedanken zu lesen. Wie klar wurden sie ihm — wie zerfiel ihr ganzes wohl aufgerichtetes Gebäude von Schuld und Sühne vor diesem Erröthen — bei diesem Schweigen! — wie wußte

er doch jetzt, daß es einzig der Stolz der hochgeborenen Aristokratin war, der den Sohn des reich gewordenen Fabrikanten verschmähte! — Sah er auch ein, daß Nichts mehr zu hoffen, so wollte er doch auch Nichts unversucht lassen, dieses in seinen Vorurtheilen noch so fest wie einst befangene Herz zu erweichen. Es war der letzte, — der schwerste Schritt! Er that ihn nach kurzem Bedenken, — that ihn einzig aus jener unendlichen Liebe zu seinem Sohne, dessen Glück ihm über seinen Stolz ging.

„Frau Baronin," fragte er leise und mit bebender Stimme, „entsinnen Sie sich aus Ihrer Vergangenheit noch der Stunde am Tage Ihrer Heirath, als Fräulein Cordelie von Dalborn Sie ermahnte, nicht so mit mir zu verkehren, wie Sie die Freundlichkeit gehabt es stets mit dem Manne zu thun, den Sie von Ihrer Kindheit auf kannten und den Sie in der Jugend Ihren Freund nannten?"

„Was soll das?" fragte sie überrascht, fast erschrocken und erschüttert durch Ton und Wesen Dagobert's.

„Ich bemerke, Sie erinnern sich dessen, Frau Baronin!"

„Ja — allerdings; — doch woher wissen Sie das?“

„Ich hörte es! — — —“

„Wie — Sie hörten jene Worte der Tante?“

„Auch Ihre Antwort. — — —“

„Meine Antwort?“ wiederholte sie verwirrt, beängstigt — „ich entsinne mich wirklich nicht.“

Dagobert sah sie ernst an und sprach langsam:

„Adelgunde von Dalborn meinte, daß die Leute, die da an Liebe von ihrer Seite glaubten, an Bewerbung von der meinigen, daß jene nicht wüßten, wie weder sie, noch der Retter ihres Lebens von dem tollen Hunde verwundet worden wären. — —“

Sie erröthete tief und dunkel und rief hastig:

„Dagobert, ich war im Aerger über die Thorheiten, welche die Tante von Ihnen behauptete.“

„Es waren keine Thorheiten, gnädigste Frau, Fräulein Cordelie sagte die Wahrheit.“

Adelgunde lehnte sich mit starr auf Dagobert geheftetem Auge in's Sopha zurück — alles Blut wich aus ihrem Antlitz — über ihre bebenden Lippen drängte sich das eine Wort: „unmöglich!“ —

Er stand auf, ging mehrere Male im Zimmer auf und ab, blieb dann vor Frau von Eschen ste-

hen, die mit der Hand das Gesicht bedeckt hatte, und sprach ruhiger:

„Seit wann ich Sie geliebt — ich weiß es nicht! das Gefühl ist mit mir aufgewachsen und — lebt in meinem Herzen bis zur Stunde! — Einst beherrschte es mich ganz, und — was ich auch gethan, diese Liebe zu bekämpfen — sie blieb doch später fort und fort das in mir vorwaltende Gefühl. Jetzt endlich, Frau Baronin — nach endlos langen Jahren vergeblichen Ringens, da hat eine andere Macht den Sieg über jene Leidenschaft davon getragen! — Seit vielleicht vierundzwanzig Stunden erst ist dies beseligende Bewußtsein in meiner Brust; — ich empfinde voll unnennbaren Glückes und mit einem grenzenlosen Gefühl der Dankbarkeit gegen Gott, daß mein Sohn mir mehr gilt denn Sie! — Und nun — nun verlangen Sie: ich soll mehr Rücksicht auf Sie nehmen, als auf ihn — soll — um Ihrem Stolz zu genügen, sein Glück untergraben helfen! — O es ist zu viel! — Neuer Kampf, wo ich endlich auf Frieden gehofft, — neues Leid, wo ich vielleicht endlich Berechtigung hatte, auf Freude zu rechnen —"

„Erbarmen, Dagobert, Erbarmen!" rief Adelgunde. Sie konnte ihn nicht so sprechen hören

— ihn — ihren Retter, ihren Wohlthäter, nicht so vor sich sehen. Sie schluchzte laut.

„Erbarmen!" wiederholte er lebhaft — „ja, ja, Adelgunde, das ist das Wort, das ich Ihnen zurufe! — o wüßten Sie, wie ich gelitten — Sie würden es genug sein lassen am Elend des Vaters; — doch wie können Sie es wissen, ich habe sie Ihnen ja nie geschildert, diese Schmerzen! — ich kann Ihnen auch jetzt nicht den Abgrund der Verzweiflung zeigen, in den meine Leidenschaft für Sie mich stürzte — ich kann Ihnen nur bei meiner Seele Seligkeit versichern, daß: wie Gott bisher der alleinige Zeuge meiner Gefühle für Sie gewesen ist, er allein auch weiß, daß ich aus diesem Leben geschieden sein würde, ohne Ihnen ein Wort davon zu verrathen, wenn ich nicht hoffte, daß Sie aus Erbarmen mit dem trostlos öden Leben des Vaters sich bewegen lassen könnten, den Sohn vor einem gleich elenden Dasein zu bewahren." — — — — — — — — — — —

Eine lange tiefe Pause trat ein; — Dagobert trat zurück an das Fenster, Adelgunde starrte vor sich hin, und immer bleicher, immer geisterhafter wurden ihre Züge. Als er sich endlich nach ihr umwandte, blickte er mit Entsetzen in dies farblose Gesicht, dessen Linien, hart, starr, wie aus

Marmor gemeißelt, nur einen Ausdruck wiedergaben, den Ausdruck, den er zuerst bemerkt — als sie einst über seine Liebe gerichtet! — Schien's ihm doch beinahe, als sähe er die Statue jenes stolzen jungen Mädchens vor sich, deren hochmüthiger Ausdruck sich gehärtet — versteinert im Laufe der Zeiten.

Als sie bei der Bewegung, die er machte, aufsah — als sie reden wollte, da fiel er ihr in's Wort — da rief er flehend, daß sie erzitterte: „O nicht jetzt! — nicht in dieser Stunde einen Entscheid! Nehmen Sie sich Zeit — Alles zu überlegen. Bedenken Sie, daß Barbara ihn liebt, daß es auch Ihr Kind ist, das bang' Ihrem entscheidenden Worte entgegen harrt. — Wie einst Sie, Frau Baronin, Nichts von einem Gatten wissen wollten, den Ihre Fräulein Tante Ihnen aufzudrängen versuchte — so jetzt auch Ihre Tochter! — Sie war vor einer Stunde bei mir — flehend warf sie sich zu meinen Füßen — bat um Hülfe, um Rettung! — Was kann ich Anderes thun, als Sie bitten: Hören Sie auch auf den Angstschrei Ihres Kindes! — machen Sie sich klar und klarer, wie unglücklich dies lebhafte, leidenschaftliche Mädchen mit einem aufgedrungenen Gatten sein würde. — Rang, Stand fallen bei Barbara

nicht in die Wagschale — selbst nicht das Vermögen, denn sie sagt mir, sie würde Karl lieben und ihm treu bleiben, wenn er die untergeordnetste Stelle in meiner Fabrik einnehme oder — völlig verarmte. Ich will sie nicht auf solche Proben stellen. — Karl, mein einziger Sohn, soll Herr des Mönchhofes werden. Alle dazu nöthigen Schritte sind bereits eingeleitet. — Wenn Sie, Frau Baronin, nun ihre Liebe begünstigen, so werden Beide auch binnen wenigen Tagen nach Außen hin ihr Loos in glänzendster Weise gesichert sehen. — Ueberlegen Sie nun Alles — ich habe Nichts mehr zu sagen wie das Eine: Entscheiden Sie über die Zukunft unserer Kinder, so mag ein Gott mit Ihnen und Ihren Entschlüssen sein!"

Ehe Adelgunde ein Wort entgegnen — oder es hindern konnte, war Dagobert ihrem Zimmer enteilt.

Siebentes Kapitel.

So oft, so viel ist über den Jammer der Sclaverei in fremdem Welttheile geschrieben worden, und jenes Elend hat nicht allein Anlaß zu den blutigsten Kämpfen gegeben, — es hat Gelehrte und Nichtgelehrte beschäftigt, Mittel zur Abhülfe zu entdecken. Er ist gewiß groß, jener Jammer, es ist sicher schrecklich, jenes Elend; doch auch unsere Sclaverei könnte Gelehrte und Nichtgelehrte einmal veranlassen, über ausreichende Mittel nachzudenken, civilisirte Völkerstämme von den auf ihnen lastenden Ketten und Fesseln der Convenienz zu befreien, unter deren alt hergebrachten Regeln und Gesetzen auch manches Herz bluten muß.

Wer lebt in der Welt und Gesellschaft, und kennt nicht jenen Dornenstrauch des Zwanges, den Form und Etikette nicht nur in Salons gepflanzt haben, sondern auch dorthin, wo es heißt,

daß es unser eigener Herd ist, unsere eigenen vier Wände sind, in denen uns das Recht zustehen „soll", zu gebieten? —

Die blühendste Phantasie kann in einem europäischen Menschenkinde kaum den Wahn erregen, Herr in seinen eigenen vier Pfählen zu sein, oder gar annehmen lassen: ein Reich für sich zu besitzen.

Wer in und mit der Gesellschaft lebt, er muß zugestehen, daß dies Reich dann mindestens ein Königreich mit Constitution — mit Ober- und Unterhaus, mit Kammern ist, in denen es oft noch verwirrter und bunter hergeht, als da, wo Räthe sich nicht vor Ministern beugen wollen, und Minister als Minister zu handeln gedenken.

Gesegnetes Königreich, wo die Räthe sich noch selbst die Hüte aufsetzen und ihr Fortgehen das Haus leer macht! So gut wird's uns Menschen in unserem kleinen Reiche nimmer. Ist da einmal Ständeversammlung — sie dauert aus; — wir können nicht die Sitzung schließen — wir müssen auch ausdauern! — — —

An diesem Dornenstrauch der Etikette ritzte und verwundete sich die ganze Reichhardt'sche Familie in jenen Tagen, wo Werner von Eschen durch seine Mittheilungen die innere Ruhe des Hauses gestört — eines Hauses, in dem es noch in den

nächsten acht Tagen von Gästen, von Freunden, Bekannten und lieben Verwandten wimmelte. Wie wohlthuend würde für alle Familienmitglieder äußere Ruhe gewesen sein, und doch fand sie keines auf eine halbe Stunde. Da galt es, die liebenswürdigen Wirthe zu machen, freundlich zu sein und zu lächeln, trotzdem das Herz seine blutigen Thränen vergoß, da galt es, Gespräche über Dinge anzuhören und zu führen, die auch unter günstigen Verhältnissen vielleicht schon ohne Reiz und Interesse gewesen sein würden — jetzt, mit belasteter Seele, aber geradezu unerträglich waren.

Sie mußten aber eben ertragen werden, diese Freuden des Reichthums und der Geselligkeit — diese Leiden der vornehmen Stände.

Knechte, Mägde, Tagelöhner, Arbeiter und Arbeiterinnen hatten nur einen Tag Erntefeier, Erntefest gehabt — in jubelnder Lust bis in den Sonnenschein des nächsten Tages hineingetanzt, waren dann ermattet, aber fröhlichen Sinnes an die ermüdenden Geschäfte ihres „sauern“ Lebens gegangen.

„Die Herrschaft — ach ja, die Herrschaft hat's doch gut!“ so dachte mancher Knecht, manche Magd, wenn sie die geschmückten, heiteren Gäste der Reich-

hardt'schen Familie immer und wieder während der nächsten Tage durch den Hof, durch den schönen Garten und Park ziehen sahen, — sahen, wie die Jugend dort spielte, und das Alter sich an der fröhlichen Jugend ergötzte. Ja, sie beneideten ihre Herrschaft noch mehr, wenn allabendlich Musik im Saale ertönte, und sie die Schatten der Tanzenden hinter den niedergelassenen Rouleaux und Vorhängen vorübergleitend erblickten.

Die Reichhardt'sche Familie wurde in dieser Zeit nun aber nicht allein von der arbeitenden Klasse beneidet — auch Die priesen alle ihr Glück, die da mit ihnen und bei ihnen lebten.

Der wohleingerichtete Hausstand mußte Allen einen angenehmen Eindruck machen, wenn auch keine Dame von Welt ihm vorstand. Martha war aber auch zu keiner Zeit ihres Lebens liebenswürdiger und ansprechender gewesen, wie in dieser, wo sie ihren Mann innerlich so tief leiden, ihre Kinder traurig und in Verzweiflung sah. — Sie glitt wie ein guter Engel vom Einen zum Andern, tröstete hier, sprach dort Muth ein, und verwies Mann, Sohn und Tochter mit so gläubigem Wort und Blick auf die endlose Gnade des Herrn — dessen Wege unerforschlich, dessen Hand aber doch Alles zum Besten lenke — daß ihr festes Gott=

vertrauen, ihre frohe Zuversicht jedem Einzelnen einen Halt und eine Stütze gaben. Dagobert fühlte noch nie so tief, wie in der Zeit, daß jener Tochter des Himmels: „der Frömmigkeit,“ in der That das schönste Reich auf Erden: „der Segen“ zu Theil geworden, denn Segen folgte auch Martha's Worten, Martha's Werken, und ihr sanfter Zuspruch brachte mehr und mehr Frieden in die wild und stürmisch erregten Seelen.

Ruhiger wartete Dagobert den letzten Entscheid Adelgundens ab, ruhiger sah auch Karl dem wichtigen Augenblick entgegen. Tag um Tag verging aber, ohne daß die ersehnte Kunde kam; — eine Woche lag endlich zwischen der Unterredung Dagobert's und Adelgundens, da wurde selbst der geduldigen Martha die Zeit banger Erwartung zu lang, und kaum daß die letzten Festesgäste Engernförde verlassen hatten, so war sie es, die ihren Mann bat: „Laß uns nach dem Mönchhofe — hier wird's jetzt zu schwer, zu leben.“

Am Tage nach ihrer Ankunft auf dem Mönchhofe langte ein Brief von der Baronin Eschen an. Er war an Karl adressirt, und enthielt nur die Worte:

„Bitten Sie Ihren Vater, Ihnen seine Lebensschicksale zu erzählen, und handeln Sie, wie er

— in gleicher Lage, wie jetzt die Ihrige ist — einst gehandelt und, voll weiser Einsicht, das allein Richtige getroffen hat! — — — —

Möchten Sie dieses verständigen Vaters rechter Sohn sein und mir dadurch gleich bewunderungswürdig werden, wie er es mir ist! Dann — aber auch nur dann kann und wird Ihnen verzeihen

Adelgunde Freifrau von Eschen,
geb. Freiin von Dalborn."

Immer und wieder las Karl Reichhardt diese ihm unverständlichen Zeilen, denn niemals war ihm der Gedanke gekommen, daß sein Vater Barbara's Mutter geliebt habe. Auch jetzt ahnte er nicht, inwiefern sein Schicksal mit dem seines Vaters Aehnlichkeit haben könne, und völlig unbefangen reichte er ihm jenen Brief mit den Worten hin:

„Wie muß ich handeln, um ihre Verzeihung zu erhalten?"

„Entsagen!" lautete der kurze, furchtbare Entscheid seines Vaters, der, nachdem er die Zeilen gelesen, nur Kraft zu haben schien, dieses eine, inhaltschwere Wort auszusprechen.

Mit Angst und Besorgniß blickte Karl auf seinen Vater. Er hatte ihn so bleich, so verstört

noch nimmer gesehen, und sein eigen Weh verschwand vor dem, das ihm tief und herzzerreißend aus Aug' und Zügen entgegen trat, die er nur ruhig, klar, fast unbewegt kannte.

Der Commerzienrath sah nicht allein diesen Blick der Liebe und des Mitleids — er fühlte ihn, und hastig mit der Hand über das verstörte Antlitz streifend, sagte er mit erzwungener Ruhe:

„Nicht heute, Karl! — nicht jetzt verlange Anderes von mir zu erfahren, als daß Du Nichts zu hoffen, Nichts mehr zu erwarten hast. Ich habe das lange gefürchtet — stets — und dieser Brief beweist mir nur zu sehr, wie recht ich gehabt. Ich bitte Dich jetzt einzig: handle Deinen Jahren voraus — handle als Mann! — laß Dich beim Beginn Deiner Lebenslaufbahn nicht durch diesen einen Schlag niederwerfen, denn — das Leben ist lang, das Leben ist rauh und verlangt immer eine ungebeugte, ungebrochene Kraft, um seinen Stürmen trotzen zu können."

Karl fühlte diese Kraft unter den Worten seines Vaters aber mehr und mehr schwinden, und um ihm, der, wie er sah, bereits tief litt, die schwere Stunde nicht noch schwerer zu machen, verließ er rasch das Zimmer und eilte in's Freie.

Gedankenvoll wandte sich des Commerzienraths

Blicke zu dem Briefe zurück. Lange, lange Zeit starrte er auf die wenigen Zeilen, die ihm klarer denn je den Stolz und Egoismus eines Herzens veranschaulichten, an dessen Güte er mindestens bisher noch geglaubt und auf dessen Milde er gebaut hatte! — Sie ersparte ihm Nichts, gar Nichts! Wie er alle Stadien des Leids durchkämpft, sollte er auch jetzt die tiefsten Demüthigungen erleiden — sollte nun sogar seinem Sohne die hoffnungslose Liebe seiner Jugend schildern, die ganze lange Kette jener Schmerzen zeigen, einzig um ihm ein Beispiel zu geben, wie ein gequältes, gemartertes Herz zu entsagen habe! — O, es war wohl der bitterste Kelch, den das einstige Idol seines Lebens ihm reichte!

Wer weiß, ob Dagobert ihn nicht zurückgewiesen und die unbillige Forderung der stolzen Aristokratin unerfüllt gelassen, wenn das Schicksal sich nicht mit ihr und gegen ihn verbündet hätte. Karl verließ nämlich noch am selben Tage den Mönchhof. Wohin er geeilt — war seinen Eltern kein Geheimniß; doch die Bestätigung ihrer Ahnung erhielten sie durch sein verändert Aussehen und völlig umgewandeltes Wesen nach seiner Rückkehr.

Einige Tage mied Karl selbst seinen Vater,

dann trat er eines Morgens plötzlich in dessen kleines Arbeitscabinet und bat dringend:

„Gieb mir Beschäftigung, Vater, halte mich an zur Arbeit.“

Ein Strahl reiner Freude verklärte des Commerzienraths Gesicht bei diesen Worten seines Sohnes. Sie zeigten ihm, daß er es mit einem Charakter zu thun hatte, der da kämpfen — nicht unterliegen wollte. — Ein zweiter Blick in das blasse, trübe Gesicht seines Kindes zeigte ihm aber deutlicher, welche Verheerung ein tief einschneidender Schmerz binnen wenig Tagen zu bewirken vermag, und gütig fragte er:

„Möchtest Du vielleicht jetzt die Reise machen, von der Du vor einiger Zeit Abstand nahmst?“

„Nein, Vater! — ich hoffe von tüchtiger Arbeit eine bessere Wirkung, als von angenehmer Zerstreuung. Ich habe mir gelobt zu vergessen, und ich will Alles aufbieten, dies Gelübde zu halten.“

„So ist er also zu Ende, der Traum Deiner Jugend?“

„Völlig! — Barbara selbst hat ihn hauptsächlich zerstört!“

Ein fragender, verwunderter Blick seines Vaters ließ Karl rasch hinzusetzen: „Ja, Vater, sie

selbst! — Ich war in Engernförde, — es gelang mir, Martin Braun für mich zu gewinnen und durch ihn einen Brief an Barbara zu befördern, in dem ich sie anflehte, mit mir nach England zu entfliehen, wo ein Freund den Segen über unsere Liebe sprechen sollte." —

Ehe Karl fortfahren konnte, rief sein Vater: „Und den Rath dazu gab Dir Fräulein Cordelie von Dalborn! — nicht wahr? — Sie, nur sie allein!"

„Wer sagte es Dir? — woher erfuhrst Du das?" fragte Karl hastig.

„Ich vermuthete es einfach, als ich nach Deiner Abreise hörte, das alte Fräulein von Haus Dalborn sei Dir begegnet und Ihr hättet lange mitsammen gesprochen."

„Ja, Vater, sie begegnete mir, — wußte Alles, — tröstete mich sehr freundlich, und — erzählte mir, wie Barbara's Mutter gehandelt, als man sie mit einem Andern als Herrn von Eschen zu verheirathen gedachte. Dann bot sie mir, im Fall Barbara's Liebe gleich stark sei, ihren Schutz unter der Bedingung an, daß ich sie bei der Einleitung zur Flucht aus dem Spiel lasse, versprach mir indessen fest: von Cöln ab Barbara und mich nach England zu begleiten.

In warmen, dringendsten Worten stellte ich denn Barbara die einzige Möglichkeit, uns zu vereinen, vor! — Ich bat, beschwor sie und — will offen gestehen, daß ich nicht nur hoffte, sie würde auf meinen Plan eingehen — nein, sogar fest davon überzeugt war! —"

Karl hielt einige Secunden inne, fuhr dann aber rasch, mit bebender Stimme fort: „Statt des erwarteten Glückes — ein völliges Scheitern all' meiner Hoffnungen! — ihr Bruder suchte mich auf, und da Du Werner kennst, wirst Du Dir denken können, mit welcher Miene des Triumphs er mir diese Antwort seiner Schwester übergab. — Lies den Brief selbst."

Der Brief Barbara's lautete:

„Du verlangst Unmögliches! — Liebe ich Dich auch innig, wahr und treu, doch nicht so, um Dir solch' Opfer bringen zu können. Vergieb, daß ich Dir nicht Deinen Herzenswünschen Entsprechenderes sage — ich kann aber eben nicht anders handeln, und habe als Trost bei meiner Weigerung den Gedanken: daß, wenn Du ruhiger geworden, selbst einsehen wirst, wie Du zu viel, zu Schweres gefordert hast von

Deiner Barbara."

„Und diesen Brief sandte sie Dir durch Ihren Bruder?"

„Durch ihn — den schlimmsten Boten, den sie nur wählen konnte."

„Vielleicht wurde sie dazu gezwungen?"

„Du kennst Barbara nicht, Vater, wenn Du bei ihr an Zwang glaubst. Sie thut, was sie will, und hätte sie mich so geliebt, um meine Bitte erfüllen zu können, glaube, sie hätte es gethan, und wenn Mutter und Bruder darüber in Verzweiflung gerathen wären."

„Wie traurig auch die ganze Sache, ich danke Gott, Karl, daß sie dies Ende genommen hat und Du nicht mit jenem leidenschaftlichen Menschen aneinander gerathen bist."

„Sein Verdienst war es nicht, Vater! er hat das Schlimmste gesagt und gethan, um mich zu reizen und vergessen zu machen, daß es ihr Bruder, der Sohn jener Frau ist, die als Gast in Deinem Hause lebt."

„So nimm meinen Dank, Karl, meine Anerkennung, daß Du um so vernünftiger und ruhiger warst."

„Beides wurde mir vielleicht deshalb leichter, weil er in völlig sinnloser Wuth, so grenzenlos leidenschaftlich war, daß ich ihn anfangs wirklich

mit Erstaunen ansah, wie ein Mann sich so wenig beherrschen kann, im Verlauf aber, als er den beleidigendsten Commentar zu den Worten seiner Schwester abgab; da gestehe ich Dir offen, ihn als unzurechnungsfähig betrachtet zu haben."

„Und was war die Quintessenz seiner Beleidigungen? — wieder etwa meine Dienerlaufbahn im Hause seines Großvaters?" fragte der Commerzienrath mit verächtlichem Lächeln.

Karl's Antlitz überflammte bei diesen Worten ein glühend Roth. Die Farbe verlor sich aber so schnell wie sie gekommen, und eine fast geisterhafte Blässe deckte sein Gesicht, als er mit bebender Stimme entgegnete:

„Nein, Vater, das Schlimmste war, als er die Ehre meiner guten Mutter angriff, als er zu behaupten wagte: „jenes Verhältniß, das zwischen Barbara, und mir bestanden, unsere Liebe, unsere Verlobung sei nur der Mutter geheime Machination! — Sie habe seine Schwester nur an sich gekettet, um durch die Tochter sich einst an der Mutter, an Adelgunde von Dalborn, zu rächen, — hätte, um ihr weh zu thun, voll schlauer Berechnung, mir ermöglichen wollen, was Dir einmal mißglückt sei! — Zum Glück habe er nun aber noch

rechtzeitig das gegen die Ehre des Hauses geschmiedete Complott erfahren.“ — — —

„Der Elende! der Lügner!“ stieß Dagobert hervor.

Er würde nicht zu viel gesagt haben über jenen hochfahrenden, verblendeten Jüngling, wenn er ihn selbst „Betrüger“ genannt hätte. —

Werner war, von Leidenschaften beherrscht, in der That binnen wenigen Tagen moralisch so tief gesunken, daß ihm jedes Mittel heilig schien, um nur seinen Zweck zu erreichen; er hatte zu Lug und Trug gegriffen, um seine schlimmen Absichten gefördert zu sehen! — — —

Starke oder schwache Charaktere, gleichviel, verfolgen sie einen Gedanken, ein Ziel, das vor dem Richterstuhl des Gewissens ein Unrecht ist, mit jedem Schritt vorwärts auf dieser Bahn des Bösen nähern sie sich dem Endpunkt des Unrechts: dem Verbrechen.

Werner von Eschen, der, ehe er nach Engernförde gekommen, vielleicht zurückgebebt sein würde vor der Aussicht: „als Lügner und Betrüger stehst Du vor Dir und Deinem Gott da, wenn Du erfüllt hast, was Du Deine Pflicht nennst,“ — gelangte so rasch zu diesem ehrlosesten aller Ziele, so schnell, daß er es erreicht hatte, ehe er es selbst kaum

geahnt. Wo sinnlose Leidenschaftlichkeit die Menschen verblendet, ist von ihnen und über sie kein wahreres Wort zu sagen, als: „Laß Dich vom Teufel bei einem Haar erfassen, und — Du bist verloren."

Werner von Eschen wurde vom Teufel des Hochmuths hauptsächlich in Banden gehalten. Dieser unbegrenzte Dünkel ließ ihn unbarmherzig das Glück der Schwester vernichten! — Schreckliche Tage waren's, die er Barbara bereitet, und diese in einer Stimmung, daß, wenn Karl Reichhardt's Brief in ihre Hand gekommen wäre, sie nicht allein freudigen Herzens mit ihm nach England entflohen sein würde, sondern bis an's Ende der Welt, nur fort aus dem Elend, in das man sie gestürzt. — — — Barbara erhielt jenen Brief Karl's nicht. Er war von Martin Braun, der dem Sohne seines verstorbenen Herrn blind ergeben, in Werner's Hände gelegt, und dieser hatte für gut befunden, die Sache allein und in seiner Weise zu beenden. — Zu dem Schritt, den er beabsichtigte und auch that, würde seine Mutter nie die Hand geboten haben! — Er kam nach Empfang jenes Briefes voll schlauer Berechnung bei der heftigen und bereits sehr gereizten Barbara auf die Bitte zurück, um Clementinens Glück zu grün-

den, den Wunsch der Schwester zu erfüllen und jeden Gedanken an eine Verbindung mit Karl Reichhardt aufzugeben.

Barbara's kurze entschiedene Weigerungen benutzte Werner geschickt zu beleidigenden Ausfällen über ihre Absicht: einen Kaufmannslehrling treu lieben, einen „Baumwollenweber" heirathen zu wollen. Erwiederte sie auf alle Bosheiten auch kein Wort, so schlug, zitterte und bebte doch jeder Puls, jede Fiber in ihr. Endlich rief er, um zum eigentlichen Ziel zu gelangen, voll Hohn und Bitterkeit aus: „Ja, mir diesen Entscheid zu geben, das Glück der Schwester nicht berücksichtigen zu wollen, dazu hast Du wohl den Muth; doch wie wär's, wenn ich verlangte, Du solltest unserer armen Clemence selbst Deine egoistischen Gesinnungen verkünden."

„Meinst Du, ich könnte das nicht, — ich würde mich scheuen, ihr das zu sagen?" entgegnete Barbara mit ebenso viel Stolz wie Bestimmtheit.

„So thue es, schreib' ihr — ich bin gerade im Begriff, einen Brief an sie abzusenden."

„Ich kann jetzt aber nicht schreiben, — bin zu erregt, ihr meine Ansichten auseinander zu setzen."

„Zu was braucht's der langen Erörterungen," rief Werner, „wenige Zeilen würden genügen, ihr

Deinen Entschluß kund zu thun, wenn Du, wie gesagt, den Muth hättest, das zu thun."

Mit zitternden Händen, in Hast und entsetzlicher Aufregung, warf Barbara jene Worte auf das Papier, die Karl Reichhardt anstatt der Schwester erhalten und die er nun seinem Vater zeigte! —

Der Commerzienrath erachtete nach all' diesen Vorfällen für besser, seinem Sohne die verfehlten Wünsche und Hoffnungen seiner eigenen Jugend, die Schicksale seines Lebens mitzutheilen. — Einmal hoffte er dadurch, Karl in der That die Richtschnur seines künftigen Handelns gegen eine Familie anzugeben, die Stolz und Vorurtheil zu fest in sich aufgenommen, um je abzustehen von ihren starren Ansichten; anderntheils drängte es ihn auch, den Charakter seiner Frau von jenem Schatten befreit zu wissen, den Werner in thörichter Verblendung auf ihre Ehre geworfen. Martha sollte so rein, so makellos, wie sie in der Beziehung war, auch in den Augen des Sohnes dastehen, der Verleumdung durch die Wahrheit jedwede Spitze abgebrochen werden!

Ehe Dagobert Reichhardt aber seinem Sohne die Geschichte seines Lebens, seiner Liebe erzählte, sagte er ernst: „Rufe Deine Schwester, Karl, denn Elise kann aus den Mittheilungen, die ich

Dir machen will, vielleicht auch Nutzen ziehen, und sollte das der Fall sein, wird der Gedanke den Rückblick in die traurige und dunkle Epoche meiner Vergangenheit lichten."

Karl's Erschrecken, sein Ausruf: „Also ist wahr, was ich gefürchtet!" bewiesen dem Vater, daß er sich nicht getäuscht hatte, als er vermuthet, auch Karl durchschaue ein Geheimniß, das Elise so fest bewahrt zu haben glaubte: ihre Bewunderung Werner von Eschen's!

Liebe konnte man in der That nicht jenes Gefühl nennen, das Elise Reichhardt für den Jugendgespielen hegte. Sein exclusives Wesen, das er schon als Knabe besaß, hatte dies einfache Naturkind gewissermaßen geblendet, und jene kindlichen Sagendarstellungen auf den Bergen des Nonnensteiner Thales waren es gewesen, die in ihrer jugendlichen Phantasie mit Werner eng den kühnen, stolzen Limbergsritter verknüpften, dessen Rolle er stets mit so viel Würde gespielt hatte. Als Barbara's Bruder war er ihr lieb geworden trotz seiner Schroffheiten. Sie hatte, vermöge ihres sanften, ruhigen Charakters und milden versöhnlichen Sinnes, gar oft seine Vertheidigung übernommen und den gestörten Frieden selbst zwischen den so verschieden denkenden und handelnden Ge-

schwistern wieder hergestellt. Wie Werner nun aber zum ersten Mal in glänzender Uniform vor Elisen erschienen war, da hatte er erst recht durch seine in Wahrheit ritterliche Erscheinung dem jungen Mädchen imponirt, und obgleich er nie etwas Interessantes gesprochen, war er ihr in seinem stolzen Auftreten ungemein anziehend erschienen. Sein Bild paßte ihrer Ansicht nach vortrefflich in die Galerie jener Gestalten, welche ihre blühende Phantasie sich von dem Sprossen der alten Adelsgeschlechter entwarf, von denen sie gehört und gelesen, die in der Wirklichkeit ihr aber ziemlich fremd geblieben waren.

Auf Wunsch ihrer Mutter, die Elise am Liebsten einst als Frau eines Landgeistlichen gesehen, lebte sie still und zurückgezogen. An ihrem Lebenshorizonte waren bisher hauptsächlich die einfachen dunkeln Gestalten der Dorfprediger und etlicher Candidaten aufgetaucht. Unter den Fabrikbeamten des Mönchhofes war kein „Dörner" wieder angestellt, und die Erscheinungen aus der Kaufmannswelt, die flüchtig an ihr vorüberglitten, hatten Werner von Eschen's schönes, stolzes Bild nicht von dem Thron gestoßen, auf den sie es in jugendlicher Verblendung gestellt hatte.

Die Gelegenheit, wo Werner sehr rasch diese

ihm eingeräumte hohe Stellung verloren hätte: ein längeres Zusammensein, eine dauernde Unterhaltung hatte sich nie geboten. Immer nur flüchtig war er im Hause ihrer Eltern gewesen, und seit ihrer Kindheit außer den gewöhnlichen Redensarten kaum andere Worte zwischen ihnen ausgetauscht worden. In den letzten zwei Jahren, wo Elisens Urtheil sich trotz ihres von der Welt und den Menschen abgeschlossenen Lebens geschärft, wo sie als erwachsene Tochter mehr mit ihren Eltern verkehrt, ihr Vater sich's hatte angelegen sein lassen, ihren Geist mehr und mehr zu bilden, ihre Mutter auf Herz und Gemüth durch vortreffliches Beispiel eingewirkt — seit dieser Zeit hatte Elise Werner nie wiedergesehen. Dienstliche Verhältnisse waren weniger der Grund seiner festen Anhänglichkeit an die Residenz gewesen, als seine Liebe zu Rosa Sanden.

Dies Alles führte der Commerzienrath Reichhardt seinem Sohne als Entschuldigung für die Geschmacksverirrung seiner Tochter an, denn nur so bezeichnete er ihr Gefühl für Werner.

„Was hat sie hier gesehen und kennen gelernt?" fuhr er fort. „Die Erntefeste waren die einzigen Ereignisse ihres Lebens, jeder Zerstreuung, jeder neuen Bekanntschaft blieb sie auf Wunsch ihrer

Mutter fern, selbst auf den Reisen durfte ich sie selten mitnehmen. Geschäfte verhinderten mich bisher, sie in die Welt einzuführen und ihr mehr von dem Leben zu zeigen, als die geregelten einfachen Tage von Engernförde und die industrielle Thätigkeit des Mönchhofes. Bist Du dort erst eingeübt, so kann ich hoffentlich nächsten Winter mit Elisen in die Residenz. Da mag sie jene ritterlichen Erscheinungen und aristokratischen Figuren aus eigener Anschauung kennen lernen, die sie jetzt mit der blühenden Phantasie, die mehr oder minder jedem so jungen Mädchen eigen ist, sich ausgemalt und ausgeschmückt hat. Begegnen ihr da unter den aristokratischen Gestalten des Adels wirkliche Aristokraten — Aristokraten der Gesinnung nach, nicht nur Figuren mit Namen, — glaube mir, Karl, da wird Elise mit ihrem klaren Verstande und richtig feinen Gefühl schnell das Puppenhafte, dies Gedrechselte und auf hohlem Nichts Basirende im Wesen und Sein des jungen Freiherrn von Eschen herausfinden. Er wird von dem Thron sinken, ohne daß sie es weiß und ahnt, wird wie ein Nebelbild in ihrer Phantasie zerfließen, und die Erinnerung an ihren Irrthum ihr nie eine Thräne kosten — nur — ein Lächeln entlocken."

In Karl's Augen lag ein Zweifel trotz der Hoffnung, die sich in seinem Herzen regte, daß sein scharfsichtiger, einsichtsvoller Vater Recht haben könne. Der Commerzienrath sah diesen Ausdruck und sprach zuversichtlich:

„Glaube mir jetzt, Karl! und die Zukunft wird Dir zeigen, daß Du keine sentimentale Träumerin zur Schwester hast. Beachte einfach die Wirkung dessen, was ich Euch erzählen werde, und wie ich hoffe, wirst Du schon die Proben ihres einfach schlichten Wesens, aber hellen Verstandes und klaren Urtheils bekommen. Elise ist ein Charakter, und an solchem können die Erfahrungen meines Lebens nicht spurlos vorübergehen, müssen Eindruck machen — werden Eindruck machen."

— — — — — — — — — — —

Die Folge mag den Einfluß ergeben, den die Schicksale des Vaters auf die Kinder ausübten.

Achtes Kapitel.

Die Erkenntniß: geliebt zu werden, ohne Gegenliebe zu empfinden, ist für jede edle Natur eine mehr peinliche wie erfreuliche. Nie und nimmer wird eine solche in die kleinliche Schwäche der Eitelkeit verfallen: mit Stolz auf eine derartige Eroberung zu blicken, oder gar so unehrenhaft sein, jene Erkenntniß zu einem sogenannten unschuldigen Vergnügen zu benutzen und ein flüchtig Spiel mit dem gewonnenen Herzen zu treiben.

Niemals ist ein Vergnügen unschuldig, sobald das Wohl oder Wehe eines andern Wesens davon abhängig ist, und nie im Leben haben wir mehr die heilige Verpflichtung, auf unsere Worte, auf unser Benehmen zu achten, als wenn Beides von wichtiger Bedeutung für eine andere Person ist.

Mag's schwer — unendlich schwer sein, ein

Herz von sich zu stoßen, das sich in Liebe uns ergeben, mit Treue anhängt — Mann oder Frau, Jüngling oder Mädchen, sollten nie, nie davor zurückbeben, einen Bruch dann so rasch, so entschieden wie möglich herbei zu führen, sobald sie die klare Ueberzeugung gewonnen: nie die Hoffnung jenes Herzens erfüllen zu können, die dasselbe mit seiner Liebe verbindet. Ist der Schmerz auch herbe, den rücksichtsvolles Zurückziehen oder völlige Trennung bereitet — so tausendmal bitterer das Leid, wenn aus falschem Mitgefühl oder übelangebrachter Schonung ein Schritt verzögert wird, der doch einmal gethan werden muß, gethan werden soll, und also unvermeidlich bleibt! — Jede Secunde der Verzögerung ist ein Vorschubleisten der Täuschung, jede vermehrte Täuschung aber bewirkt unwillkürlich Steigerung des Gefühls, und je mächtiger das Gefühl der Liebe, desto schmerzlicher einst für jene Person die unausbleibliche Erkenntniß: „einem Wahne gelebt zu haben, in einem Irrthume befangen gewesen zu sein!“ — — — —

Willibald von Ordy besaß trotz mancher anderer Fehler nicht allein eine edle, auch äußerst energische Natur. Kaum daß er daher wahrgenommen, wie Clementine von Eschen, dies junge

liebliche Mädchen, ihm Gefühle entgegenbrachte, wie er sie nie erwidern konnte, so war auch sein Entschluß gefaßt, sie zu meiden und ihr die untrüglichsten Beweise davon zu geben, wie er so gar Nichts von dem für sie empfinde, was sie in jugendlicher Verblendung in seinem Herzen vielleicht vorausgesetzt hatte.

Tief und innig war seine Dankbarkeit gegen Rosa, die, wie er wähnte, ihn in zarter Weise habe darauf aufmerksam machen wollen, von welchen Folgen sein freundliches Benehmen gegen ihre Cousine sei. Die Probe von wenigen Tagen hatte ihm genügt. Wenn er schon mit Schmerz wahrgenommen, wie sein Zurückziehen sie betrübte, die noch nicht verstand sich zu beherrschen, um wie viel tiefer erschütterte ihn erst ihre unverhohlene Freude, als er bei jenem Diner — vor dem Rosa Werner ihre Eröffnungen gemacht hatte — das junge Mädchen, so wie einst bei größeren Festen, zu Tische führte und unter den sichern Schutz seines ernsten Wesens stellte.

Clemence hatte ihn verkannt! Mit dieser Einsicht, die er gewann, sollte der ihm lieb gewordene Umgang im Sanden'schen Hause enden.

Die Ausführung jenes Entschlusses würde Ordy Schwierigkeiten geboten haben, wenn der Zufall

nicht seinen Absichten in glücklichster Weise während jener Zeit zu Hülfe gekommen wäre, wo er nach dreiwöchentlichem Aufenthalt am Rhein in die Residenz zurückkehrte.

Dort lebte jetzt die Baronin Eschen. Rosa hatte ihrem Vetter, als bestes Mittel, alle Verbindungen mit der Reichhardt'schen Familie zu lösen, vorgeschlagen: seine Mutter und Barbara von Engernförde zu entfernen und in die Hauptstadt zu versetzen, da seine Schwester am Leichtesten durch neue Eindrücke die alten überwinden würde.

Die Baronin sah nach den stattgefundenen Vorfällen ein, im Hause des Mannes nicht mehr bleiben zu können, dessen Edelmuth und Großmuth sie mit Stolz und Egoismus vergolten. Wie ungern sie denn auch ihr stilles und so freundliches Asyl des Friedens verließ, ihrer Töchter wegen mußte es geschehen! Sie tröstete sich mit dem Gedanken, eine ähnliche Ruhstatt im Leben aufsuchen und finden zu können, sowie Barbara und Clementine verheirathet wären.

Selbst den Punkt, der plötzlichen Abreise von Engernförde jeden Schein von Auffälligem zu nehmen, hatte Rosa voll Scharfsinn zu ebnen verstanden. Mitte December war die silberne Hoch-

zeit ihrer Eltern, die glänzend gefeiert werden sollte. Im tiefen Winter konnte aber die kränkliche Baronin von Eschen unmöglich reisen, und so war es denn ihrer Auseinandersetzung nach ganz und gar natürlich, daß Werner die liebe Mutter gleich mitbrachte.

Das gastliche Haus des reichen Gesandten und Schwagers war es aber nicht, das sich der Baronin Eschen in der Residenz zum freundlichen Empfang öffnete.

„Werner würde uns dann gar nicht verlassen!“ hatte Rosa ausgerufen, als im engen Familienrath die Sache zur Sprache kam.

„Die schöne Barbara fehlte nur noch, um uns völlig zu verdunkeln!“ war der mißmüthige Ausbruch Lady Cherlyle's, die seit Ordy's flüchtiger Annäherung an ihre Cousine Clemence sehr verstimmt blieb, und als sie mit ihrer Mutter allein war, noch verdrießlicher hinzusetzte: „Mama, wie konntest Du als Frau von Welt nur eine so reizende Nichte, wie Clemence ist, in's Haus nehmen, und eine erblühende Knospe neben entfaltete Rosen stellen?“

Gräfin Sanden hatte Clementinen von Eschen einst ihr Haus geöffnet, als sie nicht mehr umhin konnte, Notiz von der bedrängten Lage der

Schwägerin zu nehmen, und als so nahe Verwandte mindestens Etwas für eine Familie zu thun, der ein Fremder sich in so aufopfernder Weise angenommen hatte.

Zugleich war für die Gräfin die Erinnerung an die Art, wie sie ihren Bruder zur Uebergabe des werthvollen Perlenschmuckes veranlaßt hatte, keine angenehme gewesen. Der Stachel, den der Gedanke an jene That für sie besaß, hatte erst seitdem seine Spitze verloren, wo sie für Clemence wie eine Mutter sorgte und für Werner die liebevollste Tante war. Um der letzten Gewissensscrupel los und ledig zu sein, würde Gräfin Sanden ihre Nichte bei einer Heirath gern brillant ausgestattet und selbst freudig dem Neffen die Hand ihrer Lieblingstochter gegeben haben.

Zu keiner Zeit, seitdem Rosa erwachsen, hatte Gräfin Sanden aber weniger Aussicht, letzteren Plan in's Leben treten zu sehen, als seit dem Tage, wo sich das veränderte Wesen Rosa's ihr erklärt und sie des Mädchens Herzensgeheimniß während Karl Reichhardt's Anwesenheit in der Residenz endlich durchschaut.

Wir müssen gestehen, daß die Dame so überrascht über die so ganz unvermuthete Lösung des Räthsels war, daß sie Tage bedurfte, um sich

Alles zu erklären, dann wieder eine Woche gebrauchte, um den Gemahl auf das Unvorhergesehene vorzubereiten und seine Ansichten über den Punkt zu sondiren. Hätte sie kurz, klar, deutlich ausgesprochen: „Rosa liebt Karl Reichhardt,“ wäre sie bedeutend rascher an's Ziel gekommen, denn Graf Sanden, unendlich nachsichtig gegen Neigungen seiner Kinder zu reichen Leuten, war die Möglichkeit, den einzigen Sohn Reichhardt's zum Schwiegersohn zu bekommen, ein angenehmerer Gedanke, als wenn seine Gattin ihm mitgetheilt hätte, Fürst Paradiello bewerbe sich um Herz und Hand Rosa's.

Einen Namen und Titel besaß Graf Sanden, Geld war daher das Einzige, wonach er noch mit Eifer strebte. Je reicher die Männer daher waren, die von seinen Töchtern geliebt wurden, desto lieber ihm, da man dann von Seiner Gnaden, der im Geldpunkte stets etwas ungnädig gesinnt, nicht zu viel verlangte! Gräfin Sanden stieß auf keine Schwierigkeit, als sie dem Gemahl das Geheimniß der Tochter offenbarte; der Gatte sprach im Gegentheil beim Schluß der Conferenz den Wunsch aus:

„Möchtest Du, liebe Melanie, mir nur auch bald melden, daß der junge Reichhardt unsere

Rosa liebt oder, noch besser, sie zu heirathen wünscht."

Gräfin Sanden schickte weniger als eine mit den Wünschen ihres Herrn und Gebieters sympathisirende Gattin ein Stoßgebet gleichen Inhalts zum Himmel empor, sondern weil sie in Wahrheit eine für das Wohl und Glück ihrer Kinder besorgte Mutter war und mit Freuden das größte Opfer gebracht hätte, ihre Lieblingstochter am Ziel eines Wunsches zu sehen, das, wie sie jetzt fühlte, einzig das ihres ganzen Lebens gewesen.

Sie beschloß, diesem Lieblingskinde zu nützen, wo sie könne, und erfüllte schon am selben Tage, nachdem sie mit dem Gemahl gesprochen, Rosa's Herz mit Entzücken und Jubel, als sie die Aeußerung hinwarf: „Papa und ich haben heut' beschlossen, die ganze Reichhardt'sche Familie zur silbernen Hochzeit einzuladen."

Gegen Rosa's wolkenlose Stirn contrastirte die nächsten Tage um so stärker die umdüsterte der reizenden Wittwe Lady Lora.

In diesen Schatten brachte die Gräfin um so schneller Licht, als sie sich Lora's Vorliebe für Baron Ordy schon aus früherer Zeit entsann und ihr scharfes Auge auch jetzt bemerkte, wie die schöne Frau der Neigung des Mädchens treu geblieben.

Wie Nebel vor der Sonne, so sanken der Gräfin Pläne in Bezug auf Ordy und Clemence, als sie mit jedem neuen Tage sich mehr und mehr davon überzeugte, daß Lady Lora sich jetzt durch ihren Reichthum zu erringen hoffte, was einst ihrer Schönheit nicht geglückt war: Ordy's Besitz.

Die leisen Zweifel, ob ihre Tochter trotz ihres fürstlichen Vermögens Dem genügen würde, den Gold bisher noch nie geblendet, und welcher, wie Fama behauptete, einzig nach einem Verein der herrlichsten Tugenden in einem Frauencharakter suche, diese Zweifel schwanden vor den Erinnerungen, wie so völlig anders Baron Ordy jetzt gegen Lady Cherlyle gewesen. — Nur seine so plötzliche Abreise konnte sie sich nicht erklären, diese um so weniger deuten, wenn Lora in der That Eindruck auf ihn gemacht. Der Ansicht ihrer Tochter, daß Clemence's Anbetung Ordy vertrieben, vermochte sie sich nicht anzuschließen, jedoch Lady Lora's wiederholte Behauptung: „Sie sank ihm ja fast zu Füßen, als er sie zu Tische führte," ihre Aeußerung: „Clemence hat nur für Freiherrn von Ordy Augen und Ohren," — alle das zeigte ihr Anderes, eben so Wichtiges: die Eifersucht der schönen Wittwe! —

Gräfin Sanden's Nachdenken, wie sie es an-

zufangen habe, Clementine unschädlich zu machen, kam die offene Bitte Rosa's zu Hülfe: „Mama, suche eine gute Gelegenheit, Clemence aus unserem Hause zu entfernen, denn ihre Anwesenheit unterstützt zu sehr Werner's Besuche, sein stetes Hiersein aber jene Liebe, die ich nie theilen werde."

Eine Gelegenheit suchen? — Die beste, die plötzlich lästig gewordene Cousine zu entfernen, bot sich ja durch die Ankunft der Baronin von Eschen! — Kaum langte sie denn in der Residenz an, so fuhr die Gräfin mit der Nichte zu ihr.

Mit unglaublicher Leichtigkeit, mit außerordentlicher Liebenswürdigkeit wußte die kluge, erfahrene Weltfrau die Sache anzufassen und zu beenden. Mit feuchtem Auge, mit warmem Druck der Hand dankte sie Adelgunden für die Gunst, ihr die „liebe, liebe Clemence" so lange gelassen zu haben, und setzte leiser, wehmüthiger hinzu:

„Schwer, unendlich schwer wird mir's, mich von dem theuern Kinde zu trennen, doch ich fühle um so tiefer die heilige Verpflichtung, Dir Dein holdes Eigenthum zurückzuerstatten, da Du leider selbst äußerst wenig Aussicht hast, diese reizende Tochter lange im Hause zu behalten."

Die Baronin, Werner, ja selbst Barbara dachte, diesen Worten würde die Erklärung folgen, daß

Freiherr von Ordy um Clementine angehalten habe, und: daß Clementine selbst die beglückende Ansicht der Ihrigen theilte, bewies das wechselnde Farbenspiel auf ihrem lieblichen Antlitz, der verklärte Blick, ein Lächeln unbeschreiblicher Art.

Gräfin Sanden fügte aber Nichts hinzu. Sie überließ der Zukunft, zu enthüllen, wer der Mutter den Liebling entführen sollte, hielt einige Secunden ein Taschentuch vor die Augen, erhob sich dann und sprach im Tone schweren, aber festen Entschlusses: „Leb' wohl, Clemence, leb' wohl! auf baldig Wiedersehen, geliebtes, theures Kind."

Sie gedachte mit den Worten zu entschwinden und jedem Weiteren glücklich zu entrinnen. Dem war aber nicht so. Clemence warf sich schluchzend in ihre Arme, klammerte sich fest und fester an die geliebte Tante, wie wenn sie ahnte, wüßte: daß mit diesem Scheiden sie von Allem schied, was ihr Glück, ihre Seligkeit war. Ihr Schmerz erschütterte selbst das kalte Herz der Weltdame, und im ersten Moment der Ueberraschung fehlten ihr die geeigneten Worte, ein Weh zu lindern, das in solcher Stärke hervorbrechen zu sehen sie nicht erwartet hatte.

Zärtlicher, freundlicher, wie sie je gewesen, war sie jetzt gegen das Kind, über deren Jugendhoff-

nung ihre Tochter zum Altar schreiten sollte. Sie streichelte die goldenen Locken, sie küßte Stirn und Lippen des jungen Mädchens, dann aber entwand sie sich ihren Armen, und lächelnd in das glühende, von Thränen überströmte Gesicht blickend, rief sie: „Clemence, Clemence, wie gut, daß das Heer Deiner Verehrer jetzt nicht zugegen war! wie würden sie mich beneidet haben, wie eifersüchtig auf mich geworden sein, wenn sie gesehen hätten, welcher Liebe, welcher Zärtlichkeit Du fähig bist. Mit dem ruhigen Deutschen — nun, da wäre ich allenfalls fertig geworden; doch zum Beispiel jener heißblütige Italiener, Fürst Paradiello, unser feuriger Ungar, der schöne Kollacki — ach, ach, da wär's um mich ja geschehen!"

Die Gräfin erreichte mehr durch Blick und Ton, was sie wünschte, als durch die Worte selbst, daß Clementine in andere Stimmung, auf andere Gedanken kam. Ein Lächeln umspielte mindestens flüchtig ihre Lippen, ein Lächeln drängte sich auch durch die Thränen, die nach dem Abschied der Gräfin von Neuem hervorbrachen, als sie der Anspielung der Tante auf Baron Ordy gedachte. Wen anders als ihn konnte sie mit dem „ruhigen Deutschen" gemeint haben!

Jene zwei Worte beglückten das liebende und

hoffende Mädchen um so mehr, als es die ersten der Art waren. Gräfin Sanden gehörte zu jener Sorte seltener Frauen, die so viel Verstand besitzen, das Gefährliche einer Neckerei einzusehen, und Etwas vermeiden, das schon oft Unheil angerichtet hat. Sie hatte mit dem „ruhigen Deutschen" auch kaum Ordy im Sinne gehabt. Der ruhigen Deutschen gingen ja so viele in ihrem gastlichen Hause aus und ein, und mehrere unter ihnen brachten der lieblichen Clemence ihre Huldigungen dar.

Aus diesem gastlichen Hause in den kleinen, stillen Familienkreis versetzt worden zu sein, wo das Oberhaupt noch dazu nervenschwach, war in der That ein fühlbarer Wechsel für das an Geselligkeit und Munkerkeit so sehr gewöhnte junge Mädchen. Ihr Trost war während zweier langer Tage, wo sie Niemand von den Verwandten sah, daß die Tante „auf baldiges Wiedersehen" gesagt. Am Abend des dritten, wo Empfangstag im Hause des Gesandten war und Werner und Clemence hinzufahren gedachten, da kam Gräfin Sanden kurz vor Beginn der Soirée zu ihnen, und ein leichter Schatten überflog ihr ewig lächelndes Antlitz, als sie die Nichte im reizendsten Festesputz vor sich erblickte.

„So geschmückt!“ rief sie liebreich, „und für wen?“

„Wir wollten zu Euch!“ sprach Clemence verwirrt, denn im selben Moment fühlte sie ihren Fehler der Eitelkeit, eine Toilette gemacht zu haben, wie so reich sie nur sonst zu großen Gesellschaften sich gekleidet hatte.

„Zu uns!“ wiederholte die Gräfin freudig, „charmant, charmant! So ist also die theure Mama wohl genug, um ausgehen zu können.“

„Nein, Mama liegt sogar heut' zu Bett!“ stammelte Clemence völlig verwirrt.

„Kann denn da Barbara sie verlassen?“

„Barbara liest ihr vor, beste Tante.“

Gräfin Sanden's Gesicht nahm eine nachdenkliche Miene an, sinnend sprach sie: „Wird's da gehen, daß Ihr allein kommt? Nein, nein, Clemence! Besser jedenfalls, Du beraubst uns der Freude, Dich bei uns zu haben, als gleich von vorn herein den Leuten Anlaß zu falschen Auffassungen zu geben. Die ersten Male mußt Du mindestens jetzt mit Mutter und Schwester kommen, und ist Mama so leidend, darfst Du überhaupt nicht ausgehen. Es würde ein falsches Licht auf Dich werfen.“

Werner, diesem vom Urtheil der Welt so ab-

hängigen Charakter leuchtete ein, wie recht die Tante hatte. Gräfin Sanden steigerte seine Einsicht durch verschiedene wirksame Aussprüche, entfernte sich dann und ließ Clemence nicht allein in Thränen, — fast in Verzweiflung zurück.

Es war der erste Kummer, der über das sechzehnjährige Mädchen hereinbrach. Er wirkt stets wie der erste Schnee. Alles sah anders aus — eine öde Fläche, ein trüber grauer Himmel.

Und mit diesem ersten Schnee auf den goldenen Jugendträumen brach der Winter mehr und mehr für Clementine herein. Ihre an Ruhe und äußerste Schonung so sehr gewöhnte Mutter wurde nach allen Aufregungen der letzten Zeit, nach den Anstrengungen der Reise recht krank. War es auch nur völlige Schwäche, gänzliche Hinfälligkeit, so doch Zustände, die Werner und Clemence noch nicht kannten, Zustände, die jeden Verkehr mit Welt und Menschen unmöglich machten und aus dem Familienkreise alle Ruhe, jede Gemüthlichkeit verbannten.

Um Leid und Sorge zu erhöhen, erkrankte auch die treue, aufopfernde Armande. Die Lasten des Umzugs hatten ihre schwachen Schultern allein getragen und das Schwere war ihr durch Werner's Hast und Eile, mit der er Alles been-

det haben wollte, noch schwerer gemacht. Nun büßte sie die Folgen, lag eben so schwach und hinfällig da wie ihre Gebieterin, und Barbara hatte, wie schon so manchmal in ihrem jungen Leben, zwei Kranke zu pflegen, denn nur von ihr wollten Beide gepflegt und bedient sein.

Werner und Clemence, an Krankheiten nicht gewöhnt, fürchteten während einiger Wochen täglich den Tod der Mutter. Vergeblich suchte die in dem Leiden so erfahrene Barbara sie zu beschwichtigen, vergeblich rief die nervenschwache Armande zehnmal an einem Tage: „Des nerfs sind eine maladie, an der man stirbt jamais, und bei der man werde kann 'undert Jahr'" — Werner's und Clemence's Sorgen steigerten sich, und Beide rangen oft am Bett der Mutter unter lauten Klagen, unter heißen Thränen die Hände. Das war aber auch das Einzige, was sie thaten, — Worte, tausend Worte, jedoch nie eine Leistung, die Barbara's Mühen nur im Geringsten erleichtert hätte! — Sie mußte für Alles sorgen und war, wie stets in solchen Fällen, unermüdlich. Nur Eines that ihr oft weh: für die Liebesworte des Sohnes und der jüngsten Tochter hatte die Baronin Eschen in Momenten der größten Schwäche eine Anerkennung durch Wort und Blick, für

die aufopferndste Liebesthat Barbara's nie eine Silbe des Dankes! — — —

Was Barbara schon mit heißem Schmerz als Kind gefühlt, was zwei Jahre zuvor ihr noch tieferes Weh bereitet, die Erkenntniß: dem Herzen der Mutter fern zu stehen, drang jetzt mit fast giftigem Stachel in ihr Inneres. Immer von Neuem fragte sie sich: „Warum, warum gab sie mich nicht ihm, der mich liebt, dem ich doch so viel bin.“ Arme Barbara! — wie traurig würdest Du erst gewesen sein, wenn Du gewußt hättest, daß Der, an den Du in so unveränderter Liebe dachtest, Alles aufbot, Dich zu vergessen — Alles! — den ganzen Traum seiner Jugend, die Träume und Pläne Eurer Kindheit! —

Das Schicksal war Barbara gegenüber noch im Stadium der Langmuth und Geduld, — der Engel wehrte ihr zwar den Eintritt in das Paradies, doch — vertrieben hatte er sie noch nicht von der Pforte, an welcher sie harrend und hoffend stand.

Neuntes Kapitel.

„Nichts hier auf Erden dauert ewig!"

Das ist der Trost so vieler Menschen, — ist auch vielleicht ein Trost, denn wie das Licht dem Dunkel folgt, so sollen ja nach trüben Zeiten bessere Tage kommen. — Ja, sie sollen kommen! — ja — sie kommen auch, und Licht ist von Neuem da. — — — Dem Tage folgt aber auch wieder die Nacht!

Wie ist's im Leben? — Wie beim heranziehenden Gewitter. — Wolken sammeln sich an lichten Tagen, der Horizont umdunkelt sich, Blitze zucken, Donner ertönt — das Ende steht in Gottes Hand.

Clementine von Eschen sah von Neuem die Sonne des Glückes anbrechen, als ihre Mutter sich erholte, Barbara war's, wie wenn die schweren Nebel ihres Lebens sich ein wenig lichteten.

Sie hatte durch die lange Krankheit der Mutter nicht das entbehrt, was ihrer an heitere Geselligkeit gewöhnten Schwester fehlte. Ein Leben froher Abwechselung war ihr unbekannt, ihre Tage stets einförmig, meist in solcher Art verflossen, und sie hatte dies alte Leid mit jener Geduld und Ergebung getragen, wie die Commerzienräthin Reichhardt sie gelehrt, sich Gottes Schickungen zu fügen. Der neue Schmerz, ach, der wurde noch keinen Augenblick willig hingenommen, der durchzitterte und durchtobte immer und wieder alle Phasen der Leidenschaft, und milderte sich nicht, ob jetzt auch Wochen und Monate seitdem vergangen, wo man ihr in Engernförde gesagt hatte: „Alles ist aus zwischen Dir und ihm — finde Dich darin!"

Mit gleicher Sehnsucht, wie ihre Schwester, sah aber Barbara der völligen Wiederherstellung ihrer Mutter entgegen. Sie wollte dann von Neuem einen Gegenstand anregen, der bei deren augenblicklichen Schwäche unmöglich wirksam besprochen werden konnte Während sie nun geduldig wartete, ertrug Clementine kaum die Qual eines Daseins ohne Ordy. Die steten Trostsprüche ihres Bruders beachtete sie jetzt nicht mehr, und doch wurde er nicht müde ihr zu sagen: „Es wird ja

Alles gut werden, sowie die Mama ganz wohl ist, und wir erst in der neuen Wohnung sind!"

Die Auswahl und Einrichtung der Wohnung war Werner übertragen worden. Er hatte zwar anfangs die Rücksicht, Mutter und Schwestern um Rath zu fragen; doch als jene so schwach war, hatte sie, wie stets in solchen Fällen, nur Sinn für den Zustand ihrer Nerven, bat um Ruhe und sagte wiederholt: „Mache Alles, wie Du es für nöthig erachtest!"

Werner that das um so mehr, als Barbara's einfache Rathschläge ihm nicht zusagten.

Nur bei einer Sache trat die Baronin Eschen aus ihrer Apathie.

Ihre Tante, Fräulein Cordelie von Dalborn, kam nämlich nach der Residenz, um eine der Töchter von Clemens von Grothen und ihrer Nichte Engelberta in Pension zu bringen. Sie besuchte auch Adelgunde; doch diese nahm ihre Krankheit zum Vorwand, die Tante nicht zu empfangen, und ließ sich durch ihre Kinder entschuldigen. Als Werner erzählte, wie leidend die Mutter sei, bahnte er Fräulein Cordelie den Weg an, den sie einzuschlagen wünschte. Seit Adelgunde nämlich Engernförde verlassen, hatte die Dame nur den einen Gedanken: in ihrer Nähe zu leben, um — Zeu-

gin des völligen Ruins ihrer äußeren Lage zu werden. Sie kannte Werner von Eschen durch längere Besuche auf Haus Dalborn, durch flüchtigen Aufenthalt auf dem Mönchhofe. In beiden Fällen hatte sie seinen Charakter studirt, in jenem Hochmuthe den Keim zu all' ihren Hoffnungen auf das höchste Elend ihrer Nichte gefunden! — —

Wie lange auch der Tag her, wo sie Adelgunden Rache geschworen — vergessen war er darum doch nicht. Kaum daß jene sich Dagobert Reichhardt's Schutz entzogen hatte, der, wie sie wußte, der gute Engel ihrer Nichte war — — da — da gewann sie endlich die Hoffnung, sie mehr und mehr sinken — vielleicht, gänzlich fallen zu sehen! Fräulein Cordelie wußte es möglich zu machen, Reisebegleiterin ihrer Großnichte zu werden, — sie trat mit der Absicht in's Haus der Nichte: dort zu bleiben — und erreichte ihr Ziel!

Werner stellte seiner Mutter so lange die dringende Nothwendigkeit vor, daß seine jungen Schwestern zur Saison einer dame d'honneur bedürften, und Niemand Besseres, wie die Großtante, gefunden werden könne, — daß Adelgunde endlich einwilligte, Fräulein Cordelie wenigstens so lange zu sich zu nehmen, bis Clemence mit Ordy ver-

heirathet sei. Nach Werner's steter Behauptung mußte der Fall noch im Laufe des Winters eintreten. Einige Monate wollte denn Adelgunde ihren Kindern dies Opfer bringen.

Fräulein Cordelie war so klug, höchst sanft und liebenswürdig gegen Die zu sein, bei der sie sich einst durch Strenge und Härte geschadet. Sie war so verändert, daß die leichtgläubige Adelgunde und die noch schwachsinnigere Armande völlig von ihr getäuscht wurden, und im Ernst glaubten, daß sie anders, besser geworden sei. — Alt genug war Fräulein Cordelie dazu. Sie zählte laut Taufscheins volle achtundsechzig Jahre, war indessen rüstig, kräftig, wie oft kaum eine Fünfzigerin, und sah auch kaum älter aus.

Ihr erstes Liebeswerk in dem Hause ihrer Nichte war, Werner's thörichte Verschwendung bei Einrichtung der neuen Wohnung zu unterstützen. Zaghaft fragte sie zwar immer: „Kind, könnt Ihr denn das auch?“ und diese Mahnung genügte, den jungen Mann, der stets mehr scheinen wollte, zum Ankauf des Gegenstandes zu bestimmen. Werner schaffte Sachen an, die nur der an Luxus und Eleganz gewöhnte Reiche sich erringen kann, ohne seine Finanzen zu zerrütten, er nahm dazu, bei dem Banquier, den der Commerzienrath Reich-

hardt seiner Mutter zur Auszahlung der Vermögensinteressen angewiesen, so bedeutende Summen auf, daß dieser in Engernförde um andere Vollmacht bat, als er bisher erhalten hatte.

Dagobert machte in Folge dessen Adelgunde in kurzem artigen Schreiben auf die Uebertretung ihres Versprechens aufmerksam, und bat sie in ihrem eigenen Interesse um Einschränkung. Werner, der in der Krankheit der Mutter autorisirt war, die Briefe zu öffnen, gerieth außer sich über die Einmischung. Fräulein Cordelie, der er die Arroganz klagte, stachelte ihn durch ihr mitleidig Achselzucken und die Worte: „Dem müßte mit Energie gesteuert werden."

Werner that's, indem er den Commerzienrath um völlig freie Verfügung über ein Vermögen ersuchte, das seiner Mutter gehörte. Dagobert ließ Nichts ungeschehen. Er bestimmte den Vormund der Kinder zur Reise nach der Residenz, um die Baronin auf die Folgen solcher Handlungsweise aufmerksam zn machen; doch vergeblich. — Adelgunde hörte zwar mit Schrecken von diesem Schritte ihres Sohnes, war aber zu schwache Frau, noch schwächere Mutter, um auf ihrem Willen zu beharren, als Werner sie anflehte, ihm nicht die Schmach anzuthun, gegen ihn und für Reich-

hardt zu sein. — Das Vermögen wurde dem Banquier überwiesen, Werner triumphirte! — —

Frau von Eschen ermahnte ihren Sohn zwar dringend, nicht zu verschwenden und immer zu bedenken, daß diese fünfunddreißigtausend Thaler der ganze Rest ihres großen Vermögens wären; doch nachdem sie das gethan, fiel ihr nicht wieder ein, die so nöthige Ermahnung zu wiederholen oder gar die Ausgaben zu beaufsichtigen.

Werner verschwendete im sichern Glauben, dieses Geld bald durch neue Mittel ersetzt zu sehen: Barbara war in seinen Augen schon die Gattin des „indischen Nabob," wie Eberhard von Grothen überall genannt wurde, Clemence erblickte er an Ordy's Seite über allen Mangel erhaben, und sich selbst sah er als Rosa's Gatte bald im Besitz eines ausreichenden Vermögens. Ueber ein Viertel der Summe ging für die erste Einrichtung fort, dann schaffte er die glänzendste Garderobe für Mutter und Schwestern an, kaufte die schönste Equipage, die er finden konnte, und fuhr selbst seine Angehörigen zu dem palastähnlichen Gebäude, wo eine zahlreiche Dienerschaft sie empfing.

Barbara war die Einzige, die voll Schreck auf den Glanz und großen Luxus blickte. Ihre Mutter, durch Vilmannsdorf verwöhnt, fand Alles ein=

facher, wie sie gefürchtet, und verstand eben so wenig Dinge und Sachen nach ihrem richtigen Werthe abzuschätzen, wie die völlig unerfahrene Clemence. Armande Bousolle und Martin Braun waren zu gerührt und erfreut, die geliebte Herrin wieder in einem Eigenthum zu sehen, als daß sie daran gedacht hätten, was die Herstellung desselben gekostet. Fräulein Cordelie sagte Nichts, dachte aber desto mehr.

Werner hoffte Barbara's sichtbare Angst dadurch am Besten zu zerstreuen, wenn er sie in die für sie bestimmten Zimmer geleite und unter allen dort angesammelten Gegenständen des Luxus und der Eleganz ihr jene Anzüge zeige, die er für sie zur bevorstehenden Feier der silbernen Hochzeit angeschafft hatte. Sie waren eben so reizend wie schön, und machten seinem Geschmack dieselbe Ehre wie die Ausstattung der Räume, die da hätten der anspruchvollsten und kokettesten Frau Genüge leisten können. Wie sehr verkannte Werner die Schwester, wenn er sie jetzt, in völlig zerstörter Gemüthsstimmung, der Freude an Putz und Tand fähig hielt; wie verkannte er doch ganz und gar den Charakter Barbara's, der in der tiefen Stille des Landlebens, in fast klösterlicher Abgeschiedenheit sich herangebildet, in einfachen, gediegenen Ver=

hältnissen eines reich begüterten Kaufmannshauses seine Schlüsse machen gelernt und mehr noch durch eigenes Nachdenken, als fremde Lehren darauf hingelenkt worden: wie thöricht es sei, zu verschwenden und sich durch flüchtigen Genuß um dauernde Annehmlichkeiten zu bringen. Daß ihr Bruder verschwendet hatte, daß er Einrichtungen getroffen, die völlig über ihre Verhältnisse gingen, zeigte sich Barbara in Allem. Angsterfüllt fragte sie ihn, wie es nur möglich sei, daß die begangenen Irrthümer seines Vaters ihm nicht furchtbare Warnung gewesen wären und er in ähnlichen Fehler habe verfallen können. Er wurde sehr heftig, nannte ihre Ansichten spießbürgerliche Ideen, die sich nicht für die Kreise der haute volée eigneten, und ermahnte sie, wie immer bei dergleichen Anläßen, zu bedenken, daß sie Aristokratin sei und nicht einen so begrenzten Kreis der Anschauungen haben dürfe.

Clementinens Eintritt in das Zimmer unterbrach Beider Gespräch. Ihr Jubel, ihre Freude und Dankbarkeit über Alles, was der Bruder angeschafft, söhnte Werner ein wenig mit Barbara's Unzufriedenheit über seine Einrichtungen aus. Sie hatte in ihrem Boudoir, das ähnlich dem ihrer Cousine Rosa ausgestattet war, die für sie be-

stimmten Festgewänder entdeckt, ihre Bestimmung geahnt, und dankte nun dem Bruder mit so warmem Wort, mit so jubelndem Entzücken, daß Barbara deutlich fühlte, welch' schöne Hoffnungen ihre Schwester an dieses Fest reihe.

So war's auch! die schönsten Hoffnungen ihres Lebens knüpfte Clementine an den Tag. Da sollte sie ja endlich, endlich Den wiedersehen, dessen Blick, Wort und Lächeln ihr Glück, ihre Welt war, ohne Den, wie sie nun seit lange wußte, das Dasein keinen Reiz mehr für sie hatte.

Monate lagen zwischen jenem Tage, wo sie das letzte Mal mit Ordy zusammen gewesen. Wie manches Mal sie auch seitdem zu kurzen Besuchen in das Haus der Tante gekommen, immer war sie in den Zimmern der Töchter empfangen und nie zu den gerade anwesenden Gästen im Salon der Gräfin geführt worden. Gräfin Sanden hatte sich vorgenommen, Lora's Wünsche nicht von Clemence durchkreuzen zu lassen, und dafür gesorgt, daß Ordy dem lieblichen Kinde nicht mehr begegnete.

Ordy's sichtbare Freude, Clemence nicht mehr in dem Hause zu wissen, das er so gern besuchte, der Umstand, daß er nur im äußersten Nothfall, nur dann nach ihrem Ergehen fragte, wenn gerade

in seiner Gegenwart von ihr gesprochen wurde, jenes noch sicherere Zeichen, daß er niemals Gräfin Sanden einen Gruß an sie auftrug, all' das bestimmte die scharf beobachtende Mutter zu der Annahme, wie ihrer Tochter bereits unberechenbare Vortheile aus der Entfernung von Clemence erwachsen. Geschickt, wie sie sich der reizenden Nichte entledigt, hielt sie sie auch Ordy fern, und nie verließ sie das Haus ihrer Schwägerin oder Clemence im Zimmer ihrer Töchter, ohne dem Abschiedsgruße die Ermahnung hinzuzufügen. „Pfleg' nur hübsch Deine Mama und sei der Trost der armen Barbara, die ja von Tag zu Tag übler aussieht und, wie ich fürchte, noch krank wird."

Letzteres konnte nur Gräfin Sanden finden. Barbara's blühende Gesundheit hatte nicht gelitten, und noch war's dem Kummer und der Sorge nicht gelungen, vernichtende Linien durch ihr schönes Antlitz zu ziehen. Muth und Hoffnung lebten auch zu mächtig in ihrem Herzen, als daß sie jetzt, nach so kurzem Kampf um ihre Liebe, um ihr Glück, schon hätte verzagen sollen. Auch besaß sie eine zu starke Natur, zu starken Geist, um durch einen Sturm gebrochen zu sein. Ernster, stiller war sie aber geworden. Zuweilen lag ein Schatten

auf Stirn und Augen; doch selbst dieser that ihrer glänzenden Schönheit keinen Abbruch, sondern gab dem charaktervollen Kopfe nur noch größeren Reiz.

Dem Sanden'schen Hause hielt Barbara sich consequent fern. Die ganze Familie war ihr entsetzlich, Rosa unangenehmer denn je. Ohne einen Beweis für ihre Annahme zu haben, glaubte sie doch fest, daß der ganze über sie hereingebrochene Sturm nur eben durch Rosa veranlaßt worden. So wie diese sich ihr näherte, hatte Barbara das Gefühl, als ob drohende Gefahr im Anzuge sei, und je unbefangener Rosa plauderte, desto sicherer war sie der Schlange, die sich unter den Blumen ihrer Beredtsamkeit verbarg. Und wie oft verwundete sie diese Schlange! So oft, daß Barbara ihrem Gift sich entzog, wenn sie es zu thun vermochte, ohne ihrer Feindin zu zeigen, wie sie sie fürchtete.

Mehr denn je reizte und verwundete Rosa ihre Nebenbuhlerin an einem Abend, wenige Tage vor der silbernen Hochzeit ihrer Eltern. Sie begrüßte Barbara so freundlich, so herzlich, daß diese gleich das Schlimmste ahnte, ihre geheime Seelenangst aber unter der Miene ruhigen Gleichmuths zu verbergen strebte und eben so das Mög=

lichste that, die Unterhaltung von all' solchen Gegenständen fernzuhalten, welche ihrer Cousine Anlaß geben konnten, eines der Worte oder Reden hinzuwerfen, deren Stachel Barbara's Achillesferse traf. Ihr Bemühen war um so vergeblicher, als Rosa, zu einem Feldzuge gerüstet, das Haus betreten und aus der Rüstkammer ihrer Waffen die schärfsten erwählt hatte, um ein Herz zu treffen, das bluten mußte, wenn sie siegen sollte! Nie war sie mehr von dem brennenden Wunsch beseelt, dies zu thun, als jetzt; nimmer noch hatten sich ihr solche Chancen eröffnet, wie zu der Zeit! Das Lächeln, das ihre Lippen umspielte, war vielleicht deshalb so glücklich, weil sie von Erfolgen nicht nur träumte, sondern darauf hoffte, das Auge wohl darum so schattenlos und leuchtend, weil sie in eine bessere Zukunft schaute, als die Vergangenheit für sie gewesen.

Jenes Lächeln auf kurze Zeit verbannend, den Strahl des Auges dämpfend durch Senken der langen Wimpern, sprach Rosa, redend von den in ihrem Hause bald stattfindenden Festen, im Tone ruhigster Erzählungsweise:

„Der Herr Commerzienrath Reichhardt hat nach langen Bitten der Eltern und nicht ablassendem Flehen Arthur's nun endlich auch zugesagt,

mit seinen Kindern und seiner Nichte zur silbernen Hochzeit kommen zu wollen. Arthur meldet das mit Stolz als Beweis seiner Ueberredungskraft. — — Leider können sie Alle, selbst Bruder Arthur, Geschäfte halber erst gegen Mittag des Polterabendtages hier eintreffen; Karl, Elise, Arthur, ja ich glaube selbst Irmengard, werden sich aber noch an den Aufführungen betheiligen, und Karl giebt mir in seinem heutigen Briefe sogar noch eine charmante Idee an. Er schreibt überhaupt sehr heiter."

„Seit wann correspondirst Du denn mit dem Herrn Kaufmannslehrling?" fragte Werner mit nur mühsam verhaltenem Zorn.

„Mit dem Titel ist's jetzt aus, Herr Vetter," rief Rosa lachend, „der Lehrling ist nun wohlbestallter Fabrikbesitzer auf dem Mönchhofe und einer der reichsten Männer Eures düster nebeligen Heimathslandes."

„Ich fragte nicht danach, was aus dem arroganten Menschen geworden ist, liebe Cousine, denn er ist mir gleichgültiger wie jener Hund, den Du dort über den Platz laufen siehst, ich fragte einzig, seit wann Du mit ihm correspondirst. Das allein interessirt mich zu wissen, und auch nur allein Deinetwegen."

„Sonderbare Frage, sonderbarer Mensch!" sagte Rosa, mit lieblichstem Lächeln ihre blonden Locken zurückwerfend, und setzte im Ton der Unbefangenheit und Naivetät hinzu: „Ich dächte, wir Jugendfreunde hätten seit unserer Trennung alle zusammen correspondirt, mindestens datirt mein Briefwechsel mit Karl seit jener Zeit."

„Ich correspondirte nie mit ihm," brauste Werner im heftigsten Zorne auf, „und daß Barbara es einzig aus kindischem Unverstande gethan, sagte ich Dir, wie alles Andere ebenfalls. — In Anbetracht jener unglücklichen Verhältnisse aber, die zu den traurigsten Familienscenen Anlaß gegeben haben, jetzt indessen Gott sei Dank vollständig beendet sind, ersuche ich Dich, liebe Rosa, eben so herzlich wie dringend, fortan nie mehr in meiner und meiner Schwester Gegenwart von einem Menschen zu reden, der für uns nicht mehr existirt."

„Ich muß Dir leider bemerken, bester Werner, daß ich gezwungen bin, doch noch von ihm zu reden, und zwar im Auftrag meiner Eltern. Reichhardt's werden nämlich unsere Gäste sein, liebe Gäste, denen wir Alle uns tief verpflichtet fühlen, was auch immer zwischen Euch vorgefallen ist. Jene ganze Sache, bester Werner, ist überhaupt,

wenn man sie recht bedenkt, mehr eine Kinderei und Fiction, da Barbara und Karl sich seit ihrer Kindheit ja kaum wiedergesehen haben und auch —"

Sie konnte nicht weiter reden, Barbara unterbrach sie.

„Laß mich bei Deinen Erörterungen aus dem Spiele!" rief sie mit bebendem Ton, mit blitzendem Auge, „sag', was Du zu sagen hast, aber kein Wort über Verhältnisse, die Du nicht kennst und welche mich betreffen. Ich dulde das nicht, Rosa, ich verbiete es Dir sogar."

„Immer doch die alte, heftige, leidenschaftliche Barbara!" sprach Rosa, ruhig aufblickend, mit sanfter Stimme, mit freundlichem Lächeln.

„Ja, die alte Barbara!" wiederholte Barbara bedeutungsvoll, „die unveränderte Barbara in Charakter und Gesinnung, das erwachsene Mädchen mit denselben Gefühlen des Kindes! So ist's, Rosa, so bleibt's auch, ob ich tausend Jahre zu leben hätte."

Wie gern auch Rosa ein aufflammend Roth unterdrückt, ihres Farbenwechsels war sie nicht Herrin, wie über Miene und Ton. Sich schnell fassend, erwiederte sie noch ruhiger: „Laß uns nicht streiten, Barbara, namentlich da Du inner-

lich erregt bist, und sei mir nicht böse, denn ich habe Dir nicht wehe thun wollen."

Sie reichte ihr die Hand, Barbara nahm sie nicht und sprach auch ruhig: „Das ist eine Unwahrheit, Rosa, eine Lüge! Du hast mich verletzen wollen, hast's auch wieder erreicht! Laß es nun gut sein damit und fahre fort in dem, was Du einen Auftrag Deiner Eltern genannt hast."

Rosa strich mit leichtem Kopfschütteln und gesenktem Blick über die eingelegten Blumen der Tischplatte hin, erhob dann das Auge zu Clementinen, die überrascht, verwundert dasaß, von Allem Nichts recht verstanden, und nur jetzt anfing, dunkel einen Vorfall zu ahnen, den man ihr verschwiegen hatte.

„Clemence, wirst Du einst auch so von mir denken, wie Deine Schwester?" fragte sie, indem Thränen ihren Blick zu umschleiern begannen.

Clementine warf sich an die Brust ihrer Cousine; auch Werner bat: „Verzeih' meiner Schwester, geliebte Rosa." Barbara konnte den Anblick der Scene nicht ertragen und wollte dem Zimmer enteilen; da aber sprang Rosa auf und rief hastig:

„Barbara, Barbara, auch Du mußt hören, was die Eltern von Euch verlangen!"

„So sag's endlich!" sprach jene düster.

„Daß, so ungern Mama und Papa Euch Alle bei ihrer silbernen Hochzeit vermißten, ihnen doch lieber sein würde, Ihr kämet nicht, wenn Ihr nicht unseren Gästen mit jener ruhigen Artigkeit begegnen könntet, wie sie sich in vornehmer und guter Gesellschaft geziemt. Von Dir, Barbara, sind es die Eltern und auch ich überzeugt: aber Werner und Clemence benahmen sich einst so auffallend kühl gegen Karl Reichhardt, daß es selbst Baron Ordy unangenehm auffiel, der sonst wahrlich nicht an übermenschlicher Artigkeit leidet und Kälte stets zu entschuldigen weiß. — Auch ließ Werner sich durch seine Leidenschaftlichkeit hinreißen und — war geradezu unhöflich gegen Karl. Dem wollen die Eltern nun durch Euer Wort vorgebeugt sehen. Sie geben Dir, beste Barbara, daher anheim, zu bestimmen, ob es rathsam ist, Werner mit Reichhardts in so nahe Berührung zu bringen, wie sie namentlich beim Diner am Hochzeitstage nicht zu vermeiden ist, das ja ganz en famille gefeiert werden soll."

Ehe Barbara ein Wort entgegnen konnte, rief der Bruder in seinem gewöhnlichen leidenschaftlichen Ungestüm: „En famille — en famille! — und da wollen sich diese pensionirten Lakaienkinder

und einstige Stiefelputzer auch einzudrängen wagen — jetzt noch dazu — so kurze Zeit nach ihrer Unverschämtheit gegen die Kinder ihrer ehemaligen Herrschaft?"

„Du vergißt, lieber Werner," sprach Rosa mit ihrer unverwüstlichen Ruhe, „daß ich Dir sagte, Reichhardts wären wiederholt und dringend eingeladen. Arthur that's mündlich, Papa schriftlich."

„Du wohl auch?" warf Werner spöttisch ein.

„Allerdings; ich bat sowohl Karl und Elise, wie auch Irmengard Rottenkamp."

„Jene Bauerdirne."

„Die Tochter der jüngsten Schwester Herrn Reichhardt's, die allerdings mit einem Bauer verheirathet war, der aber ein so bedeutendes Gehöft hatte, daß er's wohl kaum mit dem Gute seines Freundes, des Grafen Vriesen, vertauscht hätte, der jetzt, wie Ihr wohl wißt, Rottenkamp's einzigen Sohn adoptirt und zum Erben eingesetzt hat."

„Das Geld, liebe Rosa, scheint bei Euch jetzt Alles auszugleichen und den Stammbaum zu ersetzen."

„Sag lieber: die Bildung. Sie gilt uns allerdings mehr wie ein Name, ist auch Besseres. Du solltest das auch endlich einsehen lernen."

Werner trommelte mit den Fingern auf dem Tische und fragte höhnisch: „Also die Dorfschöne aus Werdohl kommt auch mit?“

„Meinst Du damit Irmengard Rottenkamp — dann ja. Arthur war viel zu viel im Hause ihrer verstorbenen Eltern und dort mit solcher Gastfreundschaft aufgenommen, als daß wir nicht froh wären, sie einmal bei uns zu sehen. Außerdem ist das junge Mädchen jetzt seit fünf Wochen im Reichhardt'schen Hause, ist also von uns mit eingeladen. Du weißt, Papa besitzt wenig Hochmuth, wir gar keinen — Standesvorurtheile sind außerdem seit 1848 aus der Mode, und Irmengard Rottenkamp ist uns so willkommen wie die Crême der Aristokratie. — Ihr, lieber Werner, habt aber plein pouvoir, zu thun, was Ihr wollt.“

Werner blickte Barbara an, sie schwieg beharrlich, und Rosa, die diesen Blick richtig deutete, setzte hinzu: „Vielleicht bestimmt's Dich, bester Werner, Deinen Haß etwas abzuschütteln, wenn ich Dir sage, daß Arthur geschrieben hat, wie Barbara nach Deinem und Deiner Mutter Benehmen gegen Karl nicht mehr das Geringste von ihm zu befürchten habe.“

„So hat's der Thorwarts-Enkel endlich begriffen, daß meine Schwester ein bischen zu hoch für ihn war?"

„Wie Du doch so erfinderisch in Titeln bist!" rief Rosa lachend, „fast wie die Gräfin Bando, die Dich bald „Prinz Johann ohne Land," bald „den Ritter ohne Furcht mit Tadel" nannte, dann auch sagt — nun genug! ich kann dergleichen nicht leiden!" — — —

Werner war geradezu außer sich, Barbara verließ das Zimmer und Clementine eilte der Schwester nach. Sie fand sie in Schmerz und Thränen, wie Beides dem jungen Mädchen in solchem Uebermaß noch nie entgegengetreten war.

Die Schwestern sprachen jetzt zum ersten Mal miteinander über die unglückliche Angelegenheit, und Clementine erfuhr zu ihrem Entsetzen, wie die geringe Aufmerksamkeit, die Ordy ihr erwiesen hatte, an Barbara's Herzenskummer Schuld trage. Sie war rührend in ihrem Bemühen, das Ideal ihrer jungen Seele in der Schwester Augen zu heben, und rief am Schluß ihrer langen Rede mit ungewohnter Lebendigkeit: „O Barbara, glaub' mir doch, er ist zu edel, um je sein Lebensglück auf Kosten Anderer zu erkaufen, und besitzt er auch Stolz, so doch Nichts von jener verwerf-

lichen Ueberhebung der Aristokratie über das Bürgerthum, die Du stets so tadelst."

„Wenn Du das wußtest, Clemence, wie konntest Du dann aber verlangen, daß ich meiner Liebe zu Karl entsagte?"

„Ich — ich verlangte das — wann?"

„Du weißt Nichts davon? — Nun, dann hat Werner Dich nur als Mittel gebraucht, um mir den Entschluß der Entsagung abzuringen. Ich that's natürlich nicht und schrieb Dir in einigen wenigen Worten, daß Du Unmögliches von mir fordertest."

„Nie habe ich den Brief oder Zettel erhalten, wie ich auch Derartiges nie von Dir verlangt habe — kaum verlangen konnte, da Orby nicht ein erklärend Wort der Liebe zu mir gesagt hat."

„Nun, wie gesagt, Clemence, da hat Werner nur eine List gebraucht, und in dem Falle war es auch unnöthig, Dir die Zeilen zu senden."

Unterdessen die Schwestern dies besprachen, versöhnte Rosa Werner durch einige freundliche Worte. Sie sagte, ehe sie ging: „Willst Du ganz sicher gehen, so ersuche Karl noch in einigen höflichen Worten, sich während des Festes fern von Barbara zu halten."

Das geschah — wenn auch nicht in höflichen

Worten, sondern Werner that's in einem Briefe, wo jede Zeile die bitterste Beleidigung enthielt und voll der kränkendsten Anspielungen auf die Vergangenheit von Karl's Voreltern war.

Diesem aufgeregten und beleidigenden Schreiben folgten Zeilen zur Antwort, von denen schon die beiden ersten Worte der Anrede Werner in Zorn und Wuth versetzten, da er fühlte, es war eine Revanche für die seinigen. Er hatte geschrieben: Herr Baumwollenfabrikant des Mönchhofes; Karl Reichhardt titulirte ihn:

Herr Gardelieutenant der Residenz.

„Nach allem zwischen uns bereits Vorgefallenen war Ihr Brief durchaus überflüssig. Da Sie nun aber in Ihrem Schreiben von so Vielem verschont zu bleiben wünschen, werden Sie es hoffentlich nicht unbillig finden, wenn ich eine einzige Bitte an Sie richte. Es ist die: mich ferner auch so lange mit Rathschlägen und Anweisungen zu verschonen, bis ich Ihnen durch mein Benehmen Veranlassung gegeben, dieselben noch zu bedürfen.

Karl Reichhardt."

Werner zerknitterte dies Schreiben dergestalt, daß Barbara, der er es im ersten Zorn zuwarf, Mühe hatte, aus den Falten und Löchern den In=

halt zu entziffern. Das Herz stand ihr bei Lesung der Worte fast still, und der Muth, der sie so lange beseelt, dessen sie sich noch vor wenig Monaten gegen Karl gerühmt, drohte jetzt zu brechen. Ihr fester Entschluß: die Feier der Hochzeit zu meiden, wurde erschüttert dadurch, und sie ging nun in der einzigen Absicht zum Feste: dort durch den Geliebten den wahren Sachverhalt, und ihr künftiges Schicksal zu erfahren.

O wäre sie daheim geblieben! — — —

Zehntes Kapitel.

Nicht war's, wie Rosa Sanden angegeben hatte, der Fall, daß Karl Reichhardt ihr eine Idee zur Polterabendfeier geschrieben; sondern sie hatte seiner Schwester einen Vorschlag gemacht und bei ihm angefragt, ob sie auch auf seine Mitwirkung rechnen dürfe.

Trotzdem nun auch der Commerzienrath Reichhardt den Einfluß sah, den die Mittheilung seiner Lebensgeschichte auf Karl und Elise ausübte, — er ihre Entschlüsse gehört und Versicherungen entgegen genommen hatte, die ihn beglückten, so war er doch anfangs entschieden dagegen gewesen, mit ihnen nach der Residenz zu reisen und sie so schnell auf harte Probe gestellt zu sehen.

Einestheils ließ Arthur Sanden ihm keine Ruhe, und anderntheils drangen auch seine Kinder so lebhaft in ihn, daß er endlich ihren Bitten

nachgab und ihr Kommen zusagte; doch entschieden redete er Beiden ab, dort öffentlich aufzutreten, und sich an den stattfindenden Aufführungen zu betheiligen. Da kamen aber Rosa's Bittbriefe, da kam die Nachricht, daß jene Darstellung nur von den Mitgliedern der Sanden'schen Familie ausgeführt werden solle, und abermals besiegten Arthur, Karl und Elise, die für die Idee eingenommen waren, des Commerzienraths Bedenken.

Rosa's Idee war: in einem lebenden Bilde Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft durch drei Gruppen, die drei Hochzeiten des Lebens, ihren Eltern darzustellen, durch einige Worte erklären und dabei zugleich den silbernen Kranz überreichen zu lassen. Elise Reichhardt war von ihr auserwählt, die Darbringung des Kranzes zu übernehmen, und zwar als Prinzessin Wittekind zu erscheinen. Sie hatte der Freundin nicht nur deshalb diese Ehrenrolle zugedacht, weil Elise so zu sagen im ehemaligen Reiche Wittekind's lebte, das Engernland jetzt ihre Heimath war, sondern um der Schwester des Mannes, den sie liebte, gleich eine hervorragende Stellung in der ihr fremden Gesellschaft anzuweisen und in einer Art einzuführen, die Elise gleich Allen als der Sanden'schen Familie sehr nahe stehend bezeichnen sollte.

Rosa's Absicht, Freude damit zu machen, war erreicht — ja mehr: denn sowohl der Commerzienrath wie auch Karl waren ihr dankbar! —

Für sich selbst hatte Rosa bei der Ausführung des Bildes und der Kranzübergabe noch besser gesorgt. Wenn auch vorläufig „das Beste" nur im Plane lag, so verstand es doch Niemand meisterhafter, Pläne auszuführen, wie gerade sie.

Die Gruppe der Vergangenheit in jenem Bilde, die durch ein Brautpaar dargestellt werden sollte, gedachte nämlich Rosa mit Karl Reichhardt auszuführen. Wie thätig nun aber auch ihre Phantasie gewesen, sich diesen Moment aus dem Leben ihrer Eltern als eigene beglückende Gegenwart auszumalen und alle die möglichen Folgen dieses wichtigen Augenblickes zu berechnen — sie hatte in Wirklichkeit zu Keinem diese Absicht verrathen, am Wenigsten Karl selbst ein Wort darüber geschrieben.

Graf Sanden erwartete die Familie seines Bruders, und der älteste Sohn, Curt, war von Rosa als der bezeichnet, der bei der Darstellung der Vergangenheit die Rolle des Bräutigams übernehmen sollte. Man hatte diese Absicht Rosa's um so natürlicher gefunden, jene Gruppe am Liebsten mit einem Verwandten zu machen, weil

die Stellung und Mienen der Braut Zärtlichkeit, Hingabe ausdrücken sollten, und sie vom Arm des Geliebten umschlungen dastehen mußte.

Wie Rosa die Metamorphose bewerkstelligen wollte, wußte sie in den Einzelheiten selbst kaum. Nur der Entschluß stand dazu fest. Geschickt war daran das ganze Fadengewebe der Intrigue gereiht, vermöge welcher sie ihr Ziel zu erreichen dachte. Die Hoffnung wob Bild um Bild — Gemälde des Glücks, die den herrlichsten Hintergrund an den Vorgängen in Engernförde hatten und die von ihr mit Phantasie colorirt wurden. Da war der völlige Bruch zwischen den einst so befreundeten Familien — Trennung der Hauptpersonen und, was ihr hauptsächlich dienen konnte: Werner's Hochmuth, Karl's Stolz! — Ja darauf hoffte sie zumeist. — Ihr Herz bebte vor Entzücken im Gedanken, daß Karl jetzt in bester Stimmung sei, die Gelegenheit zu ergreifen, über Den zu triumphiren, der ihn so tief beleidigt hatte. In jenem Bilde konnte Rosa Alles aufbieten — wollte Alles aufbieten, nicht nur seine Braut darzustellen, — sondern es zu werden!

Karl ahnte von dieser Rolle im Bilde um so weniger, als Rosa ihm nur geschrieben hatte, seiner in der goldenen großen Hochzeitsgruppe zu bedürfen.

Die Gegenwart: „die silberne Hochzeit,“ sollte in den beiden Hauptpersonen von Isabelle Barklay und ihrem Gatten dargestellt werden. Zur Repräsentation der Töchter waren Lady Lora und ihre beiden Cousinen bestimmt, zum Sohn der eigene Sohn des Sanden'schen Ehepaares, Arthur; doch neuerdings hatte Ordy sich dazu erboten, da Arthur Sanden jene Rolle abgelehnt hatte.

Die Stelle seines Briefes über den Punkt lautete:

„Beste Rosa, suche unseren Eltern einen würdigeren Sohn aus, als ich je dem theuern Vater und der guten Mutter war. Ich habe die unbezwinglichste Lust, beim Golde mitzuwirken. — Laß mich also den goldenen Hochzeitsvater machen, ergreife mit Freuden die Gelegenheit, mich, Deinen flüchtigen Bruder, einmal in ehrbarer Weise zu sehen.

Eine goldene Gemahlin werde ich mir selbst mitbringen, denn eine Frau muß man sich stets nach eigenem Geschmack wählen. An Falten und Runzeln, die Dir, wie es scheint, schon viele Sorge gemacht haben, soll kein Mangel sein, denn wir malen sie uns bereits alle Tage mit besonderem Vergnügen, und weißen Flachs, zu Haaren, bietet Westfalens rothe Erde genug. Das Eine, was Du zu beschaffen hast: Kinder, Enkel, Urenkel, die kann

Dir der alte Mönchhof nicht liefern, und jene, welche meine Phantasie sich ausmalt, sind doch wohl nicht hinreichend."

Rosa war nicht einen Augenblick im Zweifel, daß Irmengard Rottenkamp Arthur's goldene Gemahlin sein würde, ja, sie war davon überzeugt. Als sie den Eltern im Geheimen ihre Ahnungen mittheilte und hörte, daß Herrn Reichhardt's Nichte ihnen einstmals willkommene Schwiegertochter sein würde, da gewann sie zugleich die Ueberzeugung, wenn sie ihr Ziel erreiche, bei ihnen ebenfalls nicht auf Widerstand zu stoßen.

Rosa war über ihres Bruders Absicht, für das goldene Hochzeitspaar zu sorgen, um so erfreuter, als sie selbst mit dem Erbieten zu diesen Rollen gar kein Glück gemacht, und wer sie auch angenommen hatte, nach kurzem Bedenken wieder absagte. Niemand wollte so alt sein, Alle scheuten davor, sich Runzeln zu malen, silberweißes Haar zu tragen und von Enkeln und Urenkeln umgeben zu sein.

Was die Gruppirung des ganzen Bildes anbetraf, sollte die Vergangenheit den Mittelpunkt des Hintergrundes bilden, die Gegenwart zur Rechten, die Zukunft links von ihr im Vordergrunde aufgestellt werden.

Der Vergangenheit war auf blumenbestreuten Stufen ein Tempel erbaut, an dessen Eingang Isabelle Barklay's reizende kleine Kinder als Amor und Hymen Hand in Hand stehen sollten, ein Tempel, der, mit Rosen- und Blüthenknospen reich umwunden, ein Sinnbild all' der Jugendhoffnungen darzustellen hatte, die das Brautpaar einst gehegt.

Die Gegenwart war bestimmt, durch eine Fülle schön und üppig erblühter Blumen das erschlossene Lebensglück zu deuten. Das Glück war dem Sanden'schen Ehepaare auch in der That auf ihrem Pfade durch's Leben in reichlichstem Maße zu Theil geworden. Sie gehörten zu den wenig Bevorzugten auf Erden, denen Schmerz, Leid und Kummer fern geblieben und die in Wahrheit über Rosen gewandelt waren. Weder Tod noch Unglück hatte mit rauher Hand in ihr Leben eingegriffen; denn war der Gräfin auch ein Bruder, ihrer Tochter der Gatte gestorben, so wissen wir, daß Ersteres Beiden nicht nah' gegangen, und Letzteres um so eher von ihnen vorausgesehen worden, da Lord Cherlyle gerade einundfünfzig Jahre älter gewesen als die Braut, die er zum Altare geführt.

Um Denen, die nun ihre silberne Hochzeit

feierten, auch ein lichtes, glänzendes Bild der Zukunft zu geben, hatte man den Theaterdecorateur angewiesen, für die Gruppe der goldenen Hochzeit goldene Wolken und goldene Schleier herzustellen. Es war Beides vortrefflich gemacht, und diese Gruppe so schön, so licht, so strahlend durch die Umhüllung, die bei der Probe zuerst angewendet wurde, daß sich Alles die beste Wirkung davon versprach.

Außer den Darstellern selbst wußte Niemand von diesem Bilde. Namentlich war's Rosa, die mit geheimem Entzücken den Eindruck erwartete, den die Vorstellung auf Barbara machen würde. Barbara hatte sich von jener spanischen Quadrille ausgeschlossen, die Gräfin Sanden zu Ehren veranstaltet worden, auch zum Entsetzen ihres Bruders Nichts von den modernen kostbaren Sachen gewählt, die er ihr zum Feste 'angeschafft hatte. Sie trat am Abend im einfach weißen Mullkleide, einen Kranz von Zeitlosen im Haar, zu der Mutter ein, um sich zu zeigen, bevor sie fortfuhren.

Die Baronin Eschen war viel zu große Kennerin der Schönheit und einer geschmackvollen Toilette, als daß sie nicht hätte finden müssen, wie dieser einfache, gänzlich schmucklose Anzug die wunderbare Schönheit Barbara's in einer Weise

hob, wie der kostbarste Stoff, die herrlichsten Steine nie zu thun vermocht hätten.

„Laß sie so! laß sie so!“ rief sie darum eifrig, als Werner mit gewohnter Heftigkeit darauf bestand, daß sie andere Toilette machen sollte. Hätte er nur die Bedeutung jenes Kranzes aus Zeitlosen geahnt, dann vielleicht würde sein Wille durchgegangen sein. So behielt aber Barbara den Kranz, und der erste Blick, den Karl Reichhardt im Salon des Sanden'schen Hauses auf die rosa Blüthendolden warf, rief so laut, so mächtig die Erinnerungen an den Tag in ihm wach, wo sie das letzte Mal auf dem Limberge gewesen und er ihr die erste Erklärung seiner Liebe gemacht, daß er fast Alles, alles Andere vergessen hätte und auf sie zugestürzt wäre, wenn Rosa nicht im selben Augenblick seinen Arm berührt und mit allen Anzeichen der Angst ihn dringend gebeten hätte, sogleich mit ihr auf die Bühne zu kommen. Sie war zu wachsam gewesen, als daß ihr der Eindruck hätte entgehen können, den jene unseligen Zeitlosen gemacht, jene einfachen Blumen, die ihr schon einst so bittern Kummer bereitet! — — —

Als Rosa mit Karl auf der Bühne stand, wo

Alles zu jenem Bilde vorbereitet war, sagte sie unter Thränen:

„Denken Sie, mein Vetter Curt Sanden läßt uns im Stich, er will durchaus nicht den Bräutigam in der Vergangenheit machen; er behauptet, zu keinem lebenden Bilde zu passen."

„Darin hat er Recht!" rief der hinzutretende Ordy, „Graf Sanden ist zu stark — wie konnten Sie auch an ihn denken, Comteß Rosa?" setzte er lächelnd hinzu:

„Ahnte ich denn, daß ein Mensch in drei Jahren solch' Koloß werden kann! Diese Corpulenz ist unerhört."

Ordy und Reichhardt mußten um so herzlicher lachen, als in demselben Augenblick Arthur Sanden, mit seinem Vetter auf die Bühne tretend, ausrief: „Der Tempel der Vergangenheit würde in dem Moment auch seine Vergangenheit feiern, wo dieser junge Bär das fragile Gerüst beträte. Sieh hier Denjenigen, lieber Karl, den meine geniale Schwester als Bild der Vergangenheit meines schlanken Vaters gewählt hat. Machte Curt wirklich den Bräutigam, so wär's für meine gute Mutter eine tödtliche Beleidigung, daß der Gatte unter ihrer zarten Behandlung so abgenommen."

„Es ist unmöglich!" sprach Ordy entschieden,

„und Sie, bester Graf, nehmen mir's nicht übel, daß ich das so bestimmt äußere."

„Ich bin Ihnen nur zum größten Danke verpflichtet!" entgegnete der Andere, reichte dann Karl Reichhardt in herzlicher Weise die Hand, indem er lebhaft hinzusetzte: „Also Sie sind meines guten Arthur's Freund, freut mich, Sie endlich kennen zu lernen, hörte schon —"

„Um aller Götter willen jetzt keine Begrüßungen!" rief Arthur, „einen Bräutigam für die Vergangenheit! ein Königreich für einen solchen. Rathet, sucht, helft Alle, die Ihr an diesem unglücklichen Bilde betheiligt seid, wo eine Hauptperson fehlt."

„Suchen?" wiederholte der corpulente Vetter mit seinem gewöhnlichen Phlegma, „suchen, wo der schönste Mann, den wir zu jenem Bilde uns wünschen können, hier vor uns steht."

„Ja wahrhaftig, Du, Karl! — Du mußt's sein!" rief Arthur.

„Entschließen Sie sich!" bat Ordy, während Rosa flehend, glücklich lächelnd — jetzt in der That wie ein Engel lächelnd, auf Karl blickte.

„Gern, wenn ich dienen kann und im Bilde der goldenen Hochzeit entbehrlich bin!" entgegnete dieser schnell und verbindlich.

„Da schaffen wir schon Rath! da kann allenfalls dieser Koloß hinter den himmlischen Heerschaaren der tausend Enkel und Urenkel glücklich verborgen werden!“ rief Arthur lachend.

Alle stimmten bei und Ordy eilte, um den bei dem Bilde mitwirkenden Damen, die in einem am äußersten Ende des Corridors liegenden Zimmer versammelt waren und schon zur Vorstellung Toilette gemacht hatten, die Nachricht zu überbringen, daß ein neuer, ein vortrefflicher Bräutigam gefunden sei. Als er jenes Gemach fast erreicht hatte, trat ihm dort aus einem andern Zimmer eine junge Dame in dunkelseidener Kleidung entgegen, deren schöne, klangreiche Stimme und große Einfachheit des Ausdrucks, bei einer an ihn gerichteten Frage, ihn mehr frappirten und für sie einnahmen, als ihr schönes Aeußere. Sie hatte die ruhigen klaren Züge der Antike, reiches dunkles Haar, das sich in einfacher Flechte um die glatten, an der Stirn anliegenden kurzen Scheitel legte und das Haupt mit dem schönsten Schmuck umkränzte, welcher einer Frau zu Theil werden kann und der in unseren Tagen als „Eigenthum“ immer seltener wird.

Voll und frei erhob sich ihr mildes Auge gegen Ordy, als sie, vor ihm stehen bleibend, mit freund-

lichem Neigen des Kopfes fragte: „Können Sie mir vielleicht den Saal zeigen, wo die Bühne ist, ich bin zu fremd, um ihn zu finden — ging bereits verschiedene Male irre."

„Habe ich die Ehre, Prinzessin Wittekind zu begrüßen?" fragte er verbindlicher, als er sonst je gegen Damen zu sein pflegte.

„Ich bin Elise Reichhardt!" erwiederte sie mit jener unbeschreiblichen Einfachheit und Ruhe, die ihm bereits beim ersten Wort, das sie gesprochen, so äußerst angenehmen Eindruck gemacht hatte.

Es wäre nun vielleicht an ihm gewesen, sich ihr vorzustellen, doch er vergaß es in Wahrheit und fragte lebhaft: „Geht es mit ihren Kopfschmerzen besser, Fräulein Reichhardt?"

Sie sah, daß er unterrichtet war, und sagte dankend: „Bedeutend! — so gut, daß ich fürchte, man hat zu viel Rücksicht genommen, mich so lange schlafen zu lassen."

„Ihr Herr Vater sagte, es sei das beste Mittel, Sie völlig herzustellen, und gesund mußten Sie doch sein! Die anderen Aufführungen gehen darum vorher und jetzt wird man die Quadrille bald beginnen."

„Ach, wie mir's leid thut, die Störung verursacht zu haben!" rief sie bedauernd und fügte

lebhafter hinzu: „Darf ich Sie bitten, mir nun rasch die Bühne zu zeigen.“

Er führte sie in den Saal, wo jene Aufführung stattfinden sollte. Mit ihnen zugleich traten durch eine andere Thür einige Darsteller der silbernen und goldenen Hochzeit ein, Rosa flog jubelnd auf Elise zu, denn — hatte sie doch eben den glücklichsten Augenblick ihres Lebens gelebt, von Karl umschlungen die Probe als seine Braut durchgemacht. — Die Freundin küssend, umarmend, rief sie mit vor Freude zitternder Stimme: „O nun auch die Sorge um Dich vorüber, Du siehst wie neugeboren aus.“

„Jetzt Probe!“ sagten Alle.

„Noch nicht!“ entgegnete Rosa munter, „unser Geist, Prinzessin Wittekind, muß und soll laut Verordnung ihres Vaters erst eine Tasse starken Kaffee trinken, um vollständig hergestellt zu sein. Ich gab mein Wort, sie mit dieser irdischen Nahrung zu der Gespensterrolle zu stärken, und werde es halten! — Komm Elise, in meinem Zimmer ist Alles zu Deiner letzten Cur vorbereitet; darauf wird man Dich mit Zauberschlag in Dein Geistercostüm hüllen und dann erst beweist Du den Leuten hier Dein Genie: ohne ein Dutzend Proben eine Musterdarstellung in's Leben zu rufen.“

Sie zog Elise mit sich fort, und Ordy, welcher bedauerte, daß das Mädchen nicht in jenem einfach dunkeln Kleide, das ihr seiner Ansicht nach so wohl stand, die Rolle geben konnte, überzeugte sich vielleicht eine Stunde später, — wie schon so manchmal im Leben, nicht allein von dem Umstande, wie sehr geschmackvolle, kleidsame Toilette ein schönes Aeußere zu heben vermag; sondern auch von Neuem davon, wie Jemand nicht auf einem Throne geboren zu sein braucht, um den Eindruck einer Fürstin zu machen.

Mit stummer und doch sehr beredter Bewunderung, hafteten selbst die Augen zweier Maler an der plastisch schönen Erscheinung Elisens, als die Probe vorüber war und das junge Mädchen ihre Aufgabe in einer Weise gelöst, wie nur eben Die erwartet hatten, welche sie kannten — Rosa Sanden und Karl Reichhardt. Man mußte jene, dem Anschein nach etwas bezauberten jungen Künstler erst daran mahnen, den letzten prüfenden Blick nun auch noch auf die Gruppe des Bildes zu werfen, welche sie mit so viel Verständniß zum harmonischsten Ganzen geordnet. Arthur Sanden that's mit dem glücklichsten Humor, der ihm eigen, und versetzte durch seine launige Ansprache Alle in so heitere Stimmung, daß Elise Mühe hatte,

nach ihrem fröhlichen Auflachen den Ernst wieder zu finden, den ihre Rolle erforderte.

Vor Ordy's Ohren tönte noch dies heitere Lachen eines jungen unverdorbenen Herzens, als jene Coulissen, die das Bild im Anfange von Prinzessin Wittekind zu scheiden hatten, sich bereits vorgeschoben und ihm eine Erscheinung, ein Wesen verhüllt, wie Beides das Leben ihm noch nicht geboten, und nur bisher eine anspruchsvolle Phantasie gestaltet hatte.

Die Scenerie, die das Bild der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verhüllte, stellte die Gegend Westfalens dar, an welche sich Sagen von Wittekind und seiner Tochter hauptsächlich knüpfen: den Limberg mit seiner Ruine im Vordergrunde, aufsteigend aus den Gruppen seiner hohen Buchen, umgrenzt vom Kranz der Berge, die König Wittekind's verfallen Schloß wie ein Heer treuer Vasallen umstehen.

Jener schöne alte Buchenwald, der sich vom Fuß des Limbergs bis hinauf zu seiner Kuppe zieht, war auf dem Vorhang und den vorderen Coulissenreihen der Bühne treu wiedergegeben. Seine dichten Baumgruppen sollten sich erst öffnen mit den letzten Akkorden der Musik, welche die

ganze Darstellung in entsprechender Weise einleitete.

Hinter dem Buchenwalde, inmitten der Trümmer der Burg ihres Vaters, leicht gelehnt gegen den alten hoch emporragenden Thurm mit seiner verfallenen Mauerkrone, stand Prinzessin Wittekind. Sie trug ein weites Gewand von weißem Atlas mit langer Schleppe, in dessen Saum Guirlanden grünen Epheus gestickt. Eine leichte Drapirung von Silberflor, die vielfach mit Brillanten gehalten wurde, umgab das schimmernde Gewand, und über diese ganze, wie aus Licht und Glanz gewobene Erscheinung floß ein langer, weiter zarter Spitzenschleier hin, den eine Schnur weißer Perlen in den dunkeln Haaren hielt.

Von Natur mehr bleich, nahm ein gewisser Grad von innerer Aufregung Elisen den letzten Rest von Farbe, und als die in sanften Tönen verklingende Musik verhallte, der Buchenwald sich geöffnet, hatte ihre Erscheinung an dem grauen epheuumrankten Thurme, inmitten dieser Gegend voll Zauber und Poesie, etwas so Geisterartiges und überirdisch Schönes, daß die einen Moment zuvor noch so lebendige, reich versammelte Zuschauermasse bei dem Eindruck plötzlich verstummte und in lautlosem Schweigen verharrte.

Einige Secunden ruhten Elisens ernste schöne Augen auf dem bunten Bilde vor sich, dann heftete sie den Blick auf das Brautpaar, nahe der Bühne, und sprach, ein wenig vortretend, mit eben so klarer, wie klangreicher Stimme:

„Dieses Tages hochbeglückte Feier
Treibt mich aus dem dunkeln Steingemach,
Aus des Limbergs altem Felsgemäuer,
Wo des Vaters Schätze ich bewach'.

Denn ich konnt' es nimmer mir versagen,
Euch an diesem schönen Tag zu seh'n, —
Darum stieg ich, freilich wohl mit Zagen,
Hin zu Eures Lichtes heit'ren Höh'n.

Geistergruß soll leise Euch umwehen,
Mahnen Euch an die Vergangenheit,
Euch als Gegenwart befriedigt sehen
Und voll Hoffnung auf die künft'ge Zeit!

Darum laß ich Eurem Blick erscheinen
Hier nun Eures Lebens heit'res Bild,
Wo sich alle Zeiten freundlich einen,
Wie es jetzt Euch meine Hand enthüllt." —

Prinzessin Wittekind machte, zur Seite tretend, bei ihren letzten Worten eine leichte Bewegung mit der Hand gegen die Burg, — die Ruinen verschwanden, und aus Blüthen und Blumen tauchte das Bild der drei verschiedenen Hochzeiten des Lebens auf, — zeigte sich in glücklichster und

wirksamster Gruppirung, in blühend schönster Gestaltung.

Einige Secunden ließ Prinzessin Wittekind der Versammlung den vollen Eindruck, dann sich von Neuem dem Brautpaare zuwendend, fuhr sie fort:

„Dort, mit Blüthenknospen reich umwunden,
Tritt Vergangenheit licht vor Euch hin,
Aus der Myrte Grün ist da der Kranz gebunden,
Hoffnungsreich das Herz, beglückt der Sinn!

Hier das silberhelle Leben gläuzet,
Bietet Euch, was es nur geben kann.
Seht, die Gegenwart ist auch umkränzet,
Blickt Euch lächelnd, froh und freudig an!

Golden tritt Euch Zukunft da entgegen,
Goldig ist sie Eurem Aug' verhüllt.
Sei auf Euren künft'gen Lebenswegen
Stets der Pfad so leuchtend Euch umhüllt!

Und wie heiter Euch zu allen Zeiten
Nur gelacht des Glückes Sonnenschein,
So mög' Glück Euch fernerhin begleiten,
Fried' und Freude Eure Sterne sein!'

Von dem nahen Buchengezweig den schimmernden Silberkranz ergreifend, der bestimmt, das Haupt der Braut zu zieren, trat Prinzessin Wittekind jetzt vor Gräfin Sanden hin, und die Guirlande um ihren Kopf windend, sprach sie:

„Mit dem lichten Silberkranze schmücket
Meine Geisterhand Dich für Dein Loos!
Du lebst fort, im Sonnenlicht beglücket,
Einsam ich — dort in der Berge Schooß!

Doch kann einstens meine Macht Euch nützen,
So erschein' ich wiederum im Licht,
Euch als guter Geist stets zu beschützen,
Sei fortan nun meine schönste Pflicht."

Die Ruinen der Burg hatten sich während dieser Worte wieder vor den hochzeitlichen Gruppen erhoben, das Bild verhüllt, — Prinzessin Wittekind warf einen Blick auf Thurm und Trümmer, langsam, zögernd der Burg entgegen schreitend, sprach sie:

„Ja zurück, zu meiner dunkeln Klause,
Rufen mich die Geisterstimmen laut!
Heil und Segen ewig Eurem Hause!
Lebet wohl! — ich komm' zur gold'nen Braut."

Der Buchenwald nahm sie auf, die Baumparthien des Vordergrundes schlossen sich vor ihr und dem Limberge und hinter und vor den Coulissen gruppirten sich jetzt andere lebende Bilder in buntem, farbenreichem Wechsel.

Nur zwei Personen diesseit und jenseit der Bühne waren es, die ihre Plätze beibehielten und

wie unter dem Einfluß eines Zauberbannes standen, der sie nicht entrinnen ließ.

Jenseit, hinter der Limbergsruine, im Tempel der Jugend und des Glückes — allein: Rosa Sanden und Karl Reichhardt. — Diesseit, inmitten des Zuschauerraums, umgeben von Hunderten von Menschen: Werner und Barbara von Eschen. — Mit starrem Auge, mit todbleichen Zügen schauen sie in den fest geschlossenen Buchenwald, der ihnen mit dem schönen Bilde der Vergangenheit ein furchtbar Bild ihrer Zukunft enthüllt hat, ein Bild, über das sie die Gegenwart völlig vergessen.

Ende des dritten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena und Leipzig erschienen ferner folgende neue Werke:

Brachvogel, A. E., Historische Novellen. Zwei starke Bände. 8. broch. 3 Thlr.

Brachvogel, A. E., Theatralische Studien. 8. broch. 24 Ngr.

Perels, Emil, Handbuch zur Anlage und Construction landwirthschaftlicher Maschinen und Geräthe für Maschinenfabrikanten, Constructeure, für Studirende der Technik, polytechnische Schulen zu Vorträgen und für gebildete Landwirthe. In 7 Heften mit circa 80 lith. Tafeln. Lex.-8. Preis pro Heft broch. circa $1^1/_3$ Thlr.

Berlepsch, A. H., Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Mit 16 Illustrationen von E. Rittmeyer. Pracht-Ausg. Lex.-Oct. Ein starker Band. Eleg. broch. 3 Thlr. 26 Ngr. Eleg. geb. mit vergold. Deckenverzierungen $4^1/_3$ Thlr. Mit Goldschnitt $4^2/_3$ Thlr. **Wohlfeile Volksausgabe.** gr. 8. broch. $1^2/_3$ Thlr. Eleg. geb. 2 Thlr. 5 Ngr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Aus Chili, Peru und Brasilien. 3 Bde. 8. broch. $3^3/_4$ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Erinnerungen aus Süd-Amerika. 3 Bde. 8. broch. $3^1/_2$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Ein neuer Falstaff. Roman. 3 Bde. 8. broch. $4^1/_2$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Aus dem Mittelalter. 2 Bde. 8. broch. $2^1/_4$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Der Trödler. Ein Roman aus dem Alltagsleben. 2 Bde. 8. broch. $2^1/_4$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Benoni. Ein Roman. 2. Aufl. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Brachvogel, A. E., Narciß. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. Zweite Auflage. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Adelbert vom Babanberge. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Der Usurpator. Ein dramatisches Gedicht. Min.-Ausg. broch. 27 Ngr. Eleg. geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 5 Ngr.

Burow, Julie (Frau Pfannenschmidt). Des Kindes Wartung und Pflege und die Erziehung der Töchter in Haus und Schule. Ein Handbuch für Mütter und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Erste Abtheilung.) 8. broch. 27 Ngr.

Bunyan, Johann, Die Pilgerreise aus dieser Welt in die zukünftige. Aus dem Englischen mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Friedrich Ahlfeld, Pastor an der St. Nicolaikirche zu Leipzig. Pracht-Ausgabe mit 12 Holzschnitten. Zwei Theile in Einem Bande. 8. broch. $1^{5}/_{6}$ Thlr. In elegantestem englischen Einbande mit reich vergoldeten Deckenverzierungen und Goldschn. $2^{1}/_{3}$ Thlr.

Ernesti, Louise, Geld und Talent. Roman. 3 Bde. 2. Aufl. 8. broch. $2^{3}/_{4}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der Kunstreiter. Eine Erzählung. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Achtzehn Monate in Süd-Amerika und dessen deutschen Colonien. 6 Theile in 3 Bänden. 8. broch. $5^{1}/_{3}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Nach Amerika! Ein Volksbuch. Illustrirt von Th. Hosemann und Karl Reinhardt. 6 Bde. 8. broch. 6 Thlr. 12 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Die beiden Sträfling
Australischer Roman. 3 Bde. 8. broch. $3^5/_6$ Thl

Gerstäcker, Friedrich, Die Regulatoren in Ar
kansas. Aus dem Waldleben Amerika's. Er
Abtheilung. 3 Bde. 4. Aufl. 2. Stereot.-Ausgab
8. broch. $1^2/_3$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Flußpiraten d
Mississippi. Aus dem Waldleben Amerika
Zweite Abtheilung. 3 Bde. 4. Auflage. 2. Stereo
Ausgabe. 8. broch. $1^2/_3$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Unter dem Aequator. J
vanisches Sittenbild. 3 Bde. 8. broch. $4^1/_4$ Th

Gerstäcker, Friedrich, Das alte Haus. Erzählu
8. broch. $1^1/_2$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Goldgr
ber in Californien. Eine Erzählung für
Jugend. Mit 6 colorirten Bildern. 8. In Bu
druck-Umschlag gebunden. $1^2/_3$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Tahiti. Roman aus
Südsee. Zweite Auflage. 4 Bde. 8. broch. 6 T

Gerstäcker, Friedrich, Gold! Ein Californis
Lebensbild aus dem Jahre 1849. 3 Bde. 8. br
4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Walfis
fänger. Erzählung für die Jugend. Mit ei
Titelkupfer. 8. In Buntdruck-Umschlag gebun
$1^1/_3$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der erste Christba
Ein Märchen mit 6 color. Bildern. 8. In B
druck-Umschlag gebunden 1 Thlr.

Guseck, Bernd von, Girandola. Novellen. Zw
Auflage. 4 Bde. 8. broch. 3 Thlr.